

Zur kolonialen Matrix des anti-Asiatischen Rassismus: »Gelbe Gefahr«, Unsichtbarkeit und Exotisierung

Kien Nghi Ha

Asiatisch als soziokulturelle Konstruktion und politische Selbstbezeichnung

Die fehlende gesellschaftliche wie politische Auseinandersetzung mit dem Problemfeld »anti-Asiatischer Rassismus« hängt unter anderem damit zusammen, dass das Thema – etwa im Unterschied zum Rassismus gegen Schwarze – nicht nur neuartiger, sondern auch weitaus polymorpher und widersprüchlicher erscheint. Das fängt etwa damit an, dass spezifische Begrifflichkeiten und Bezeichnungen fehlen, nicht etabliert oder ihre Bedeutungen unklar sind. Dieses Grundproblem lässt sich am Begriff »Asiatisch« verdeutlichen. Selbstverständlich ist jeder Versuch, diese Bezeichnung als übergreifende beziehungsweise einheitliche kulturelle oder ethnische Identitätskategorie widerspruchsfrei zu verstehen, notwendigerweise zum Scheitern verurteilt. Das liegt nicht zuletzt daran, dass ihre Initialbedeutungen erst im rassistischen Diskurs vage und wechselhafte Aufladungen erhalten und sie im Weißen Kontext vor allem als xenophobe Fremdmarkierung mit den Eigenschaften »nicht-Weiß« und »unzugehörig« assoziiert sind. Gleichzeitig findet ein Prozess statt, der die eindeutigen Zuordnungen im rassistischen Diskurs stört und dort interveniert. Wie bei Afrikanisch- und Schwarz-Sein kann auch Asiatisch-Sein als Selbstbezeichnung von Betroffenen angeeignet, weiterentwickelt und transformiert werden, sodass sich beispielsweise hybride Asiatisch-diasporische Identitäten ausbilden. Die Dialektik der Fremd- und Selbstidentifizierung lässt sich am Beispiel der Asian Americans besonders gut aufzeigen, da ihre Identitätsbildung sich nur vor dem historischen Hintergrund des anti-Asiatischen Rassismus verstehen lässt (Wei 1993: 44–71).

Vielleicht ist die momentan häufig anzutreffende Erklärungsbedürftigkeit von Asiatisch-Sein ein zeitlich begrenztes Phänomen. Zumindest fällt auf, dass ähnlich strukturierte Begriffe heutzutage weitaus selbstverständlicher erscheinen. So ist etwa die Bedeutung des Begriffs »afrikanisch« jenseits eines rein geografischen Verständnisses alles andere als klar, da weder eine gemeinsame afrikanische Kul-

tur noch Ethnizität existiert. Ganz ähnlich sind im Falle Europas nicht einmal die geografischen und kulturellen Abgrenzungen im Mittelmeer und zu Eurasien klar. Auch die Kategorie »Schwarz« ist nicht selbstevident, sondern ursprünglich eine abwertende, kulturkonstruktivistische Erfindung, die erst durch rassistische Diskurse und Praktiken realitätsmächtig wurde (Gates/Curran 2022). Ähnliches gilt für »Weiß« und »Weißsein«. Erst die dekolonialisierende Anfechtung dieser rassistischen Kategorien durch Rassismus-Betroffene hat den Begriff »Schwarz« zu einer Selbstbezeichnung und damit zur gesellschaftlich anerkannten Identitätskategorie für eine historisch unterdrückte Bevölkerungsgruppe werden lassen. Die Bedeutungstransformation vollzog sich im Zuge antirassistischer Kämpfe, identitätspolitischer Aneignungen und kultureller Visionen etwa in Form von Slogans wie »Black is beautiful« in den 1960er Jahren, die von antikolonialen Bewegungen in den USA und in Afrika ausgingen (vgl. etwa Ogbar 2004). Dieses Beispiel zeigt, dass gerade Identitätsbegriffe nicht von sich aus evident sind oder sein müssen, da ihre Bedeutungen durch widerstreitende soziale, kulturelle und politische Praktiken und Machtdynamiken entstehen, sie somit stets wandelbar sind und letztlich immer wieder Ein- und Widerspruch provozieren.

In meinem Beitrag treffe ich folgende Unterscheidung in der Schreibweise: Während »asiatisch« den geografischen Bezug zum Kontinent bezeichnet, zeigt die Großschreibung von »Asiatisch« sowohl rassen- beziehungsweise kulturkonstruktivistische als auch identitätspolitische Dimensionen an. Die Kulturalisierung und Rassifizierung von Gruppenzugehörigkeiten spielen in diesem Prozess eine essentialisierende Rolle und gehen mit der komplexen Überlagerung von Fremdmarkierungen und Selbstidentifikationen einher. Um den Lesefluss nicht durch eine umständliche und teils auch nutzlose Aufzählung von abgrenzenden Bezeichnungen wie ost-, süd-, südost-, zentral- und westasiatisch zu erschweren,¹ verwende ich den Begriff »Asiatisch« als Sammelbegriff und Abkürzung. Bei genauerer Betrachtung sind sicherlich jeweils unterschiedliche, einander widersprechende wie sich überlappende Fremd- und Selbstidentifizierungen aktiv: Neben Asiatischen Deutschen können auch Asians aus anderen Diasporen wie Migrant*innen und Tourist*innen aus Asien gemeint sein. Mehr als jeder andere Kontinent bezeichnet Asien schon aufgrund seiner Größe einen höchst uneinheitlichen und komplexen Kulturraum, wobei diese Heterogenität grundsätzlich auch für alle anderen Identitätsmarkierungen wie Afrikanisch und Europäisch oder Schwarz und Weiß zutrifft. Das »Asiatische« kann als Sammelbegriff für diese Vielfalt fungieren, aber es kann auch als grob vereinfachende Fremdrepräsentation oder als eine Form des rassistischen Otherings vor allem von ostasiatischen Menschen verwendet

1 Weder regionale noch nationale Eingrenzungen können das Grundproblem der unspezifischen Verallgemeinerung und potenziell endlosen Weiterdifferenzierung nach Geschlecht, Klasse, Religion, Kultur, Sexualität, lokaler Herkunft, Sprache etc. tatsächlich lösen.

werden. Das bedeutet keineswegs, dass Menschen, die anderen asiatischen Regionen zugeordnet werden, nicht rassistisch diskriminiert werden, aber das Framing findet dann häufig über andere Markierungen statt. Sicherlich ist es sinnvoll, Othering-Prozesse weiter zu differenzieren, da Asians durchaus unterschiedlich kulturalisiert, rassifiziert und gegendert werden. Je nach Kontext spielen auch nationale und/oder religiöse Klischees eine wichtige Rolle. Außerhalb Asiens werden Menschen mit unterschiedlichsten Asienbezügen – ganz unabhängig davon, ob sie es wollen – durch die Mehrheitskultur als »Asiatisch« fremdidentifiziert und häufig auch abgewertet. Manche Betroffene reagieren darauf, indem sie sich diese Zuweisung aneignen und durch eine neue Kontextualisierung aufbrechen; der postmigrantische Begriff »Asiatische Deutsche« (Ha 2012, 2021) ist ein Beispiel für ein solches subversiv-widerständiges Claiming. Der Begriff »Asiatisch« findet also sowohl als diskriminatorische Fremd- wie auch als empowernde Selbstbezeichnung Verwendung. Gerade in der Auseinandersetzung mit rassistischen Fremdbildern wird »Asiatisch« – analog zum Begriff »Schwarz« oder »Indigenous« – zunehmend auch als Form der solidarischen Selbstbezeichnung und des Selbst-Empowerment verwendet, um die diskriminatorische Definitionsmacht der Weißen Dominanzgesellschaft zu unterlaufen (Ha 2021: 11–17). Mit dieser differenzierten Schreibweise können unterschiedliche Bedeutungsebenen des Begriffs präziser herausgearbeitet werden. Mit der Großschreibung findet auch eine internationale Angleichung statt. So werden in den USA, in Reaktion auf die globalen Black-Lives-Matter-Proteste im Sommer 2020, in vielen einflussreichen Publikationen (etwa *New York Times* und *Washington Post*) und Institutionen inzwischen nicht nur »Asian« und »Black«, sondern zunehmend auch »Brown« und »White« als identitätspolitische und kulturkonstruktivistische Kategorien großgeschrieben (Painter 2020).

Zur Kolonialität des anti-Asiatischen Rassismus

Mit dem Beginn der globalen Covid-19-Pandemie Anfang 2020 sind rassistische Diskurse und Praktiken gegen Menschen, die als »Asiatisch« und speziell als »Chinesisch« (fremd-)identifiziert werden, weltweit stark angestiegen (Human Rights Watch 2020). So wurden für den US-Kontext empirische Daten erhoben, die nahelegen, dass Menschen chinesischer Herkunft nicht nur zahlenmäßig am stärksten, sondern auch in Relation zu ihrem Bevölkerungsanteil an der Asiatischen US-Diaspora weit überproportional von anti-Asiatischem Rassismus mit Corona-Pandemie-Bezug betroffen sind. Stark überproportional sind auch andere ost-asiatische Communitys wie etwa Korean Americans gefährdet, während Japanese Americans nur leicht überproportional als Betroffene registriert wurden. Süd- und

südostasiatische Gruppen hingegen werden anscheinend seltener angegriffen, da sie weniger als »Chinesisch« assoziiert werden.²

Anti-chinesische Rhetoriken, die kolonial-biologistisch aufgeladen sind und auf unterschiedliche Weise China die Schuld am Ausbruch der Infektionskrankheit zuweisen, sind gerade deswegen so überzeugend und wirkungsmächtig, weil sie an überlieferte Chinabilder über die »Gelbe Gefahr« aus der Kolonialzeit anknüpfen. So werden tradierte, pathologisierende wie chauvinistische Kolonialkonstruktionen über China als »kranker Mann Asiens« und dehumanisierte chinesische Arbeitsmigrant*innen als »ansteckende Massenplage« und »armutsverpestete Infektionsherde« in der Gegenwart aktualisiert und neu kontextualisiert. Im Zuge dieser Entwicklung ist auch in Deutschland der Begriff »anti-Asiatischer Rassismus« sowohl in aktivistischen Zusammenhängen als auch in der medialen Berichterstattung verstärkt aufgenommen worden, nachdem diese Bezeichnung bereits Jahre zuvor in den Community-Diskurs eingeführt worden war (Ha 2013: 27). Erstaunlich an dieser Begriffsgeschichte ist daher vor allem der Umstand, dass es im deutschen Kontext mehr als 100 Jahre brauchte, um diesem kolonialrassistischen Phänomen eine spezifische sowie sachlich angemessene Bezeichnung zu geben.

Fremdrepräsentationen und Imaginationen Asiatischer Menschen und Kulturen sind in der westlichen Kultur kein neues Phänomen, sondern seit Langem, in sich wandelnden Varianten, fester Bestandteil medialer Diskursstrukturen und

-
- 2 Laut neuestem Report der Initiative »Stop AAPI Hate«, der den Zeitraum vom 19.03.2020 bis zum 31.12.2021 abdeckt, wurden für die USA 10.905 anti-Asiatische Diskriminierungen und Angriffsfälle in der Corona-Pandemie gemeldet. Von den Betroffenen identifizieren insgesamt fast drei Viertel ihre eigene Ethnizität als Ostasiatisch, genauer: »Chinesisch« (42,8 %), »Korean« (16,1 %), »Japanese« (8,2 %) und »Taiwanese« (6,2 %), während südostasiatische »Filipinx« (8,9 %) und »Vietnamese« (8,0 %) sowie südasiatische »Indians« (2,0 %) weniger stark in diesem Sample vertreten sind (Horse et al. 2022: 10). Demgegenüber geben laut »American Community Survey 2019« des Pew Research Centers die sechs größten Gruppen der Asian Americans, die damit etwa 90 % der Gesamtgruppe ausmachen, allgemein ihre ethnische Herkunft wie folgt an: »Chinesisch« (24 %), »Indians« (21 %), »Filipino« (19 %), »Vietnamese« (10 %), »Koreans« (9 %) und »Japanese« (7 %) (Budiman/Ruiz 2021). Dieser Vergleich zeigt, dass ostasiatische, speziell chinesische Communitys nicht nur quantitativ am stärksten, sondern auch in Relation zu ihrem Anteil an den Asian Americans überproportional vom anti-Asiatischen Rassismus in der Pandemie betroffen sind. Auch Gruppen wie »Vietnamese«, denen eine kulturelle Nähe und physiognomische Ähnlichkeit zu ostasiatischen Gruppen unterstellt wird, sind anscheinend stärker betroffen als andere südostasiatische Gruppen. Wie polymorph und vielschichtig der anti-Asiatische Rassismus sich darstellt bzw. auswirkt, zeigt sich daran, dass 7,3 % der Opfer sich zumindest partiell als »White« identifizieren, 2,1 % als »Latinx«, 1,5 % als »Black or African American«, 0,6 % als »American Indian or Alaska Native« und 0,4 % als »Mixed, Biracial, Multiracial«, wobei in den beiden genannten Umfragen Mehrfachnennungen möglich waren. Bemerkenswert ist auch, dass 3,1 % sich als »Asians« identifizieren, obwohl nach »ethnicity« und nicht nach »race« gefragt wurde (Horse et al. 2022: 10).

Bildersprachen. Am Beispiel des anti-Asiatischen Rassismus geht dieser Beitrag anhand verschiedener Themenfelder der Frage nach, inwieweit westliche Rassenkonstruktionen, deutsche Kolonialkultur sowie mediale Repräsentationen in Geschichte und Gegenwart darin involviert sind und wie diese Diskurse miteinander verflochten sind. Der Beitrag zeigt exemplarisch auf, dass Kolonialkonstrukte und Fremdrepräsentationen aufeinander verweisen und sich gegenseitig verstärken, indem sie anti-Asiatische Hierarchisierungen reproduzieren, abwandeln und stabilisieren.

Die koloniale Geschichte des anti-Asiatischen Rassismus ist in seiner Entstehung eng mit den wechselvollen Chinabildern des Westens verbunden, wobei China im Weißen Blick als Synonym und Symbol für das Asiatische Andere fungiert(e). Asien auf China-Klischees zu reduzieren oder beides gleichzusetzen, ist ebenso unmöglich wie problematisch, aber für die erwünschte Komplexitätsreduktion in der westlichen Fremdwahrnehmung erforderlich und daher durchaus funktional. Gerade der paradigmatische Perspektivwechsel, der China vom kulturell überlegenen »Land der Wunder« zum »kranken Mann Asiens« biologistisch degradierte, kann nur verstanden werden, wenn wir die zunehmende westliche Selbstüberhöhung und die parallel damit ansteigenden anti-chinesischen Stereotype im Zuge der sich globalisierenden Kolonialexpansion Europas mit der weltweiten Durchsetzung von Rassifizierungshierarchien betrachten. Dabei können westliche Chinabilder den Anderen niemals vollumfänglich und unabhängig vom subjektiven Ich beziehungsweise dem eigenem kulturellen Wir repräsentieren. Historisch betrachtet tendieren kulturelle Fremdbilder, unabhängig von ihren negativen oder auch positiven Aufladungen, zu Missrepräsentationen und verkürzenden Generalisierungen. Diese sind umso schädlicher und weitreichender, je mächtiger die damit verbundenen Prozesse und Diskurse sind. Wie alle kulturellen Fremdrepräsentationen spiegeln ihre Bilder vor allem eigene Wahrnehmungen und Interessen wider, die nicht losgelöst von den eigenen gesellschaftlichen Verhältnissen existieren. Ebenso können gesellschaftlich verdrängte Sehnsüchte und unterdrückte Bedürfnisse die Wahrnehmungsmuster und Rezeptionsbedingungen maßgeblich beeinflussen. Das Eigene spielt daher als Ausgangsgrundlage und Resonanzraum für die Konstruktionen des Anderen eine fundamentale Rolle. Eigene Interessen und Ausgangsbedingungen sind nicht nur in Wandlungsprozessen oder bei negativen Zerrbildern als Wahrnehmungsfilter aktiv, sondern dienen auch bei positiven Zuschreibungen als Grundlage für die Konstruktion des Anderen.

Gerade diese imaginativen Momente waren bereits bei den ersten Beschreibungen Chinas in der europäischen Antike wirksam, da so gut wie kein direkter Kontakt zwischen diesen Kulturräumen bestand. China war nur über seine Handelswaren, wie etwa die kostbare Seide als wunderliches Luxusprodukt, zugänglich und wur-

de darüber repräsentiert.³ Auch spätere Reisebeschreibungen im Mittelalter verbanden China stark mit fantastischen Vorstellungen. Vor allem die Publikation und die vielfachen Übersetzungen der legendären Reise des Marco Polo (1254–1324), der ein »Land der Wunder« ausmalte, hatten über Jahrhunderte hinweg weitreichenden Einfluss auf das imaginäre Chinabild Europas. Diese schwärmerischen Vorstellungen setzten sich in den Missionsberichten der Jesuiten Matteo Ricci (1552–1610) und Adam Schall von Bell (1592–1666) fort, die China als das »bewunderte Land der hohen Moral und erleuchteten Herrschaft« (Pohl 2008: 80) beschrieben. Bis ins 18. Jahrhundert hinein griffen Aufklärer wie Leibniz (1646–1716) und Voltaire (1694–1778) diese Bilder begeistert auf, die in der um sich greifenden Chinoiserie eine kulturelle Entsprechung fanden. Von etwa 1650 bis 1820 fand eine zunehmend exotisierte China-Mode großen Anklang, gerade beim europäischen Adel und in der Oberschicht, die sich in pseudo-sinologisierten Räumen mit vermeintlich chinesischen Pavillons, Gärten, Porzellan, Lackmöbeln und Innendekor prunkvoll einrichteten (vgl. Berger 1990: 171–259; Woesler 2006). Diese kulturelle Aneignung des Anderen diente nicht zuletzt der westlichen Prachtentfaltung und Bereicherung, um sich selbst als glanzvolle Machtzentren zu definieren und zu inszenieren.

Europäisch geprägte Chinabilder lassen sich von der Antike über das Mittelalter bis in die Neuzeit zurückverfolgen. Ihre vielschichtigen Bilder und Imaginationen über das Reich der Mitte waren keineswegs immer einheitlich, sondern veränderten sich im Laufe der Zeit im Zuge der gesellschaftlichen Entwicklungen auf beiden Kontinenten. Die gegenseitigen Be- und Zuschreibungen lassen sich ohne genaue Kenntnisse der jeweils dominanten politischen, sozioökonomischen, technischen wie kulturellen Verhältnisse nicht verstehen. Die Veränderung dieser Verhältnisse in der sich immer weiter entfaltenden kolonialen Moderne brachte auch andere europäische Interessen gegenüber nicht-westlichen Gesellschaften hervor, die verstärkt kolonialistische Konstruktionen von Selbst- und Fremdbildern beflügelten und diese real wie rational erscheinen ließen, um weltweit Macht, Ressourcen, Privilegien und Gewalt zu rechtfertigen. Daher erscheint es mir sinnvoller, diesen Prozess als radikale Wandlung und weniger als Bruch mit einer früheren einheitlichen Entwicklungslinie anzusehen. Vor diesem Hintergrund begreife ich die Wandlungsfähigkeit und Widersprüchlichkeit des westlichen Chinabildes als einen historischen Entwicklungsprozess, der in der westlich geprägten Moderne strukturell durch die intersektionalen Überlagerungen von Kapitalismus,

3 Pohl geht davon aus, dass in der griechischen und römischen Antike kein direkter Kontakt bestand (Pohl 2008: 78). Einige Quellen berichten von einer Delegation des römischen Kaisers Marc Aurel, die mit dem Schiff im heutigen Vietnam ankam und schließlich 164 in Luoyang eine Audienz am kaiserlichen Hof des damaligen chinesischen Han-Reiches erhielten. Andere Einschätzungen nennen römische Händler, die 166 den chinesischen Hof erreichten.

Kolonialismus, Rassismus und Sexismus bedingt ist. So legitimierten Rassenkonstruktionen eurozentristische Entwicklungsmodelle und rassistische wie kulturelle Abwertungen von außereuropäischen Menschen im globalen wie innergesellschaftlichen Maßstab. Diese Hierarchisierungen, die klassen- und geschlechtsspezifisch weiter ausdifferenziert werden, ermöglichen kapitalistische Verwertungen im Kolonialisierungsprozess. Dadurch erscheinen sie weltanschaulich und kulturell funktional wie rational. Gleichzeitig werden sie dabei metaphysisch wie normativ als teleologisch vorgegebene religiöse und zivilisatorische Ordnung überhöht.

Mit der wachsenden kolonialen Expansion europäischer Mächte veränderte sich auch deren Verhältnis zu China fundamental, das immer weniger als utopischer Sehnsuchtsort und zunehmend als unterlegene Zivilisation und »Rasse« angesehen wurde, je »Weißer« und überlegener sich Europa konstruierte. Dieser bemerkenswerte Umschlag in der Weißen Wahrnehmung und Bewertung Chinas kann nicht ohne die Einbeziehung der fortschreitenden Kolonialisierungsprozesse im weltweiten Ausmaß mitsamt ihren komplexen wie langwierigen Konsequenzen verstanden werden, was ich hier nur ansatzweise skizzieren kann. Im 17. und 18. Jahrhundert weitete sich die globale Hegemonie Europas mit teils gewaltvollen Mitteln weiter aus. Diese Expansion wirkte sich auch auf den westlichen Blick sowie seine Beziehung zu China aus. Neben der militärischen Dominanz wurde die Kolonialisierung durch grundlegende technische Innovationen, neuartige Kommunikationsmöglichkeiten und den massiven Ausbau transkontinentaler Infrastrukturen ermöglicht und gleichzeitig auch beschleunigt. Die aus dieser Entwicklung resultierenden Formen direkter und indirekter Kolonialherrschaft hatten eine nachhaltige Zerstörung nicht-westlicher Gemeinschaften zur Folge, da deren Sozialstrukturen und Kulturen durch umfassende und rapide Transformationen destabilisiert wurden. Parallel dazu nahm der weltweite Kolonialhandel unter kapitalistischen Produktions-, Arbeits- und Aneignungsbedingungen immer weiter zu, wodurch auf der einen Seite die Ausbeutung, Unterwerfung und Verarmung des Globalen Südens und auf der anderen Seite die strukturelle Grundlage für den wirtschaftlichen Aufstieg Europas zementiert und verstetigt wurden. Diese globalen Prozesse begünstigten nicht nur die Entstehung des modernen Rassismus, sondern machten diese ideologische Machtformation, die gleichzeitig auch eine Kulturform und ein gesellschaftliches Hierarchieverhältnis ist, geradezu notwendig, um die ungleiche Verteilung von Macht, Rechtsansprüchen, Ressourcen und Privilegien zugunsten Europas zu rechtfertigen. All diese gleichzeitig ablaufenden und sich überlagernden Kolonialisierungsprozesse setzten auch in Europa tiefgreifende Entwicklungen, insbesondere in Wirtschaft, Politik, Wissenschaft, Bildung, Erziehung, Weltanschauung und Kultur, in Gang oder beschleunigten bereits bestehende (siehe zusammenfassend etwa Manjapra 2020).

In diesem Kontext zeigt der Aufstieg des British Empire zur führenden Kolonialmacht in Asien, wie die ex- und intensivierende Fremdkolonialisierung, die

gleichzeitig zwangsläufig auch eine Selbstkolonialisierung war, diese Region beeinflusste und damit auch den kolonialen Weißen Blick auf China formte. Nachdem die britische East India Company und die Royal Navy sich ab 1757 in Südasien kolonialpolitisch zunehmend durchsetzten⁴ und auch im südostasiatischen Archipel Anfang des 18. Jahrhunderts unter anderem Java, Singapur und Malakka besetzen konnten⁵, wurde China als Ziel imperialistischer Ambitionen praktisch greifbarer und geriet nun zusehends in den ideologischen Fokus kolonialer und rassistischer Diskurse. Im Rahmen dieser aggressiven Expansions- und Profitorientierungslogik war es dann folgerichtig, dass England in den Opiumkriegen (1839–1842 und 1856–1860) China angriff und demütigende »ungleiche Verträge« zu eigenen Gunsten erzwingen konnte. Diese Niederlagen legten die Verletzlichkeit Chinas offen, sodass in der Folgezeit das Reich der Mitte verstärkt Ziel kolonialer Projekte wurde (Platt 2018). Dieser politökonomische und kulturelle Wandel ereignete sich über einen langen Zeitraum und setzte sich aus einzelnen Ereignissen und Entwicklungen zusammen, die sich in ihrer Gesamtheit – trotz vereinzelter Minderheitenmeinungen – zu einem historischen Trend im westlichen Diskurs verdichteten.⁶

Erste Verschiebungen im tradierten Chinabild ergaben sich etwa durch zunehmende Negativberichte von Handelsreisenden wie dem englischen Seefahrer George Anson (1697–1762), der in seinem Reisebuch *Voyage around the World* (1741) beispielsweise das gesichtswahrende Lächeln nun nicht mehr als kulturelles Zeichen der Höflichkeit, sondern als Hinterlist und Falschheit auslegte (Pohl 2008: 83). Strukturell wurde das kolonialisierte Verhältnis zwischen europäischem Selbst und chinesischem Anderen von der aufkommenden Industrialisierung, Technologisierung und Verwissenschaftlichung europäischer Gesellschaften angetrieben. Diese Entwicklung bewirkte eine Selbstaufwertung Westeuropas und veränderte dessen Blick auf China, das nun zunehmend als rückständig, chaotisch und schwach galt, während Europa sich an der Spitze der Entwicklungspyramide sah. Der Abstieg Chinas in der europäischen Moral-, Kultur- und Geschichtsphilosophie, der in Frankreich etwa von Aufklärern wie Charles-Louis de Montesquieu (1689–1755) und Jean-Jacques Rousseau (1712–1778) vertreten wurde, wurde auch in den Werken

4 Zur britischen Kolonialisierung Indiens vgl. Tharoor 2017.

5 Ausführlicher etwa in Tarling 2004 und Knapman 2017.

6 Eine andere Auffassung vertritt Tricoire (2021), der den grundsätzlichen Wandel westlicher Chinabilder von der Sinophilie zur Sinophobie infrage stellt. Ohne den historischen Hintergrund ausreichend einzubeziehen, entwirft er anhand von vier ausgewählten Autoren die These, dass ihre divergierenden Schriften persönliche Selbstinszenierungen seien und als »diskursive Instrumente in der Polemik um die gesellschaftliche Position der Autoren« (ebd.: 154) dienen. Allerdings erklärt er nicht, warum anti-chinesische Polemiken zum guten Ton im kultivierten Europa gehörten, welche Bedürfnisse und Interessen sie bedienten und wie sie dadurch gesellschaftliche Karrieren ermöglichten.

von gewichtigen deutschen Intellektuellen postuliert: So popularisierte Johann Gottfried Herder (1744–1803) die anti-chinesische Metapher der »balsamierten Mumie«, während Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831) China im gleichen Sinne als Reich des ewigen Stillstands beschrieb, das keinen Platz in der Weltgeschichte habe.⁷ Ohne den auf Aristoteles und Montesquieu zurückgehenden Begriff der »orientalischen Despotie« zu verwenden – eine Sichtweise die auch in der deutschen Geschichtsphilosophie und im englischen Liberalismus vertreten wurde –, griffen Karl Marx (1818–1883) und Friedrich Engels (1820–1895) in ihrem Theorem der »asiatischen Produktionsweise« diese Grundidee wieder auf, um die Rückständigkeit Indiens und Chinas zu erklären.⁸ Solche Entwicklungslinien weisen exemplarisch darauf hin, dass selbst gegensätzliche europäische Denkrichtungen und Wissenschaftsschulen sich bei Fragen der kulturellen Selbst- und Fremdkonstruktion überschneiden können und wie sie in diesem Fall die nahezu konsensuale westliche Überzeugung eines unterlegenen Chinas und Asiens zum Ausdruck brachten.

Die Diskurse kultureller Differenz und politökonomischer Entwicklungspotenziale verbanden sich zum Teil mit anti-Asiatischen Rassenkonstruktionen, die im 18. Jahrhundert als intellektuelle Mode und wissenschaftliches Paradigma populär wurden. So entwickelten die Göttinger Professoren Christoph Meiners (1747–1810) und Johann Friedrich Blumenbach (1752–1840) als eine der ersten Wissenschaftler ihre eigenen anthropologischen Rassenmodelle. Obwohl Blumenbach die Einheit der Menschheit betonte, normalisierte auch er die Idee biologisch definierter Menschenrassen mit unterschiedlichen Eigenschaften. Im Unterschied dazu vertrat sein Kollege Meiners offen rassistische Menschenbilder, in denen er unter anderem die Versklavung Schwarzer Menschen aufgrund ihrer angeblichen Minderwertigkeit rechtfertigte. Außerdem war er davon überzeugt, dass in Asien die »orientalische Despotie« herrschen würde. Anknüpfend an Reiseberichte von Kolonialhändlern beklagte Meiners nicht nur den Mangel an Ehrlichkeit bei Chines*innen, sondern entwarf auch das Bild der »geistlosen, ungebildeten und knechtischgesinnten Sinesinnen«.⁹ Ihm zufolge waren Chines*innen »one of the most miserable peoples of Asia«, ¹⁰ Inder*innen »viehische Menschen« und »Buriats

-
- 7 Vgl. hierzu die Ausführungen bei Zhang 2021: 21–29; Jing 2003: 14–21; Berger 1990: 86–134.
- 8 »Borrowing from both Hegel and the utilitarians, Marx and Engels refined this concept into the notion of an ›Asiatic Mode of Production.‹ Their suggestion was that Asiatic societies were held in thrall by a despotic ruling clique, residing in central cities and directly expropriating surplus from largely autarkic and generally undifferentiated village communities« (Lewis/Wigen 1997: 94).
- 9 Christoph Meiners *Geschichte des weiblichen Geschlechts* (1788), zit.n. Demel 2013: 76.
- 10 Aus der Vorrede seines Hauptwerks *Grundriss der Geschichte der Menschheit* (1785) ist ein ähnliches Werturteil überliefert: Dort schreibt Meiners, dass »das gegenwärtige Menschengeschlecht aus zween Hauptstämmen bestehe, dem [...] Kaukasischen, und dem Mongolischen

– allegedly the most ugly and evil men on earth, not merely among the Mongols« (Demel 2013: 76). Diese weltanschaulich und politisch motivierten Kultur- und Rassendiskurse formten ein rassistisches Welt- und Menschenbild, das Chines*innen (und anderen Asiat*innen) zunehmend kollektive Charaktereigenschaften wie List, Verschlagenheit, Heuchelei, Doppelzüngigkeit, Betrügereien, Verrat, Wortbruch, Heimtücke und Geldgier unterstellte (Berger 1990: 87). Rotem Kowner kommt in seiner Studie zu dem Schluss: »It was chiefly after 1800 that East Asians became the target of blatant racism and were denigrated as inherently inferior« (Kowner 2013: 87).

Kolonialismus ohne Opposition in Deutschland

Das Changieren zwischen Unsichtbarkeit und überzeichneten Stereotypisierungen ist ein charakteristisches Merkmal medialer Repräsentationen von rassifizierten Minderheiten in allen westlichen Migrationsgesellschaften, die, wie Deutschland, oft eine lange Kolonialgeschichte haben. Trotz seiner kolonialhistorischen Verwobenheit ist der anti-Asiatische Rassismus gerade in Deutschland bisher kaum wissenschaftlich erforscht oder kulturkritisch aufgearbeitet worden. Erst mit der massiven Welle von anti-Asiatischen Bildern und alltäglichen Angriffen zu Beginn der Corona-Pandemie wurde der anti-Asiatische Rassismus in einigen Medien als gesellschaftlich relevantes Thema »entdeckt«. Obwohl die heute hierzulande – auch medial zirkulierenden – Negativbilder von asiatischen beziehungsweise Asiatisch markierten Menschen nicht vom allgemeinen Mediendiskurs über Einwanderung und Communitys of Color abgetrennt werden können, sind sie doch mit spezifischen kolonialrassistischen Kontexten verknüpft. Daher ist ein kurzer historischer Rückblick zur Einordnung in den deutschen Kontext überaus hilfreich.

Der anti-Asiatische Rassismus trat historisch zunächst vor allem in anti-chinesischer Form in Erscheinung. Neben Indien war China im 19. Jahrhundert aufgrund seines sagenhaften Reichtums, seiner Größe und geopolitischen Bedeutung ein eminentes Ziel westlicher Kolonialexpansionen. Den Anfang machte Großbritannien, das aufgrund seiner militärischen Überlegenheit den äußerst profitablen Verkauf von Rauschgift mit verheerenden gesellschaftlichen Auswirkungen in China durchsetzen konnte. Trotz erbitterten Widerstands erlitt das Chinesische Kaiserreich in den Opiumkriegen schwere Niederlagen und wurde dazu gezwungen, nachteilige Verträge unter demütigenden Bedingungen abzuschließen. Der englische Erfolg ermutigte die preußische Marine zu einer eigenen Ostasienexpedition

Stamm: dass der letztere nicht nur viel schwächer von Körper und Geist, sondern auch viel übel gearteter und tugendleerer als der Kaukasische sei« (zit.n. Demel 2013: 76).

(1859–1961), die nach britischem und US-Vorbild ungleiche Verträge mit China, Japan und Siam erzwingen konnte. Nachdem auf der Berliner Konferenz von 1884/85 der Wettlauf der westlichen Kolonialmächte zur Eroberung Afrikas eingeläutet wurde, rückte China verstärkt ins Visier imperialistischer Ambitionen des Westens. Im Zuge dieser Entwicklung konnte auch das Deutsche Reich, im Englischen treffenderweise als »Imperial Germany« bezeichnet, durch Kanonenbootpolitik verschiedene chinesische Kolonien als »Pachtgebiete« und »Konzessionen« in Besitz nehmen: nach Hankou und Tianjin (jeweils 1895–1917) auch das »deutsche Schutzgebiet Kiautschou« (1898–1914). Die imperialistischen Expansionen heizten die Kolonialbegeisterung in der deutschen Gesellschaft weiter an und stießen auf nur wenig Kritik (Ha 2005).

Selbst die damals radikalste Oppositionspartei lehnte in weiten Teilen die deutsche Kolonialpolitik nicht grundsätzlich ab und nahm eine ambivalente Haltung ein: Zwar verurteilte die SPD mehrheitlich die brutalen Exzesse der Kolonialisierung, doch sie setzte sich weniger für ihre Abschaffung als vielmehr für ihre vermeintliche Humanisierung durch Reformen ein. Der realpolitische Parteiflügel um Eduard Bernstein ging noch weiter und propagierte die Idee einer »positiven« beziehungsweise »sozialistischen Kolonialpolitik«, was durchaus auf parteiinterne Kritik stieß. So sprach sich Karl Kautsky, einer der führenden Parteitheoretiker, in seiner Streitschrift »Sozialismus und Kolonialpolitik« (1907) gegen diese Perspektive aus. Wie einflussreich die prokolonialistische Position trotz allem war, zeigte sich etwa daran, dass auf dem Internationalen Sozialistenkongress von 1907 in Stuttgart der Resolutionsentwurf,¹¹ der für eine Kolonialpolitik unter sozialistischer Führung plädierte, mit 108 gegen 128 Stimmen nur knapp scheiterte. Tatsächlich lagen diese vermeintlich konträren Positionen innerhalb der SPD aber näher beieinander als es den Anschein hat, da beide Lager koloniale Grundannahmen wie den westlichen Überlegenheitsanspruch und eurozentristische Modelle wie die »Kulturmission« befürworteten. Der SPD-Parteiführer August Bebel, der die deutsche Kolonialpolitik 1889 im Reichstag noch vehement verurteilt hatte, relativierte am 1. Dezember 1906 im selben Haus seine Position: »Meine Herren, dass Kolonialpolitik betrieben wird, ist an und für sich kein Verbrechen. Kolonialpolitik zu treiben kann unter Umständen eine Kulturtat sein; es kommt nur darauf an, wie die Kolonialpolitik betrieben wird. Es ist ein großer Unterschied, wie Kolonialpolitik sein soll, und wie sie ist. Kommen die Vertreter kultivierter und zivilisierter Völkerschaften, wie es z.B. die europäischen Nationen und die nordamerikanische sind, zu fremden Völkern als Befreier, als Freunde und Bildner, als Helfer in der Not, um ihnen die Errungenschaften der

11 Dort heißt es: »In der Erwägung, daß der Sozialismus die Produktivkräfte des ganzen Erdkreises entfalten und alle Völker zur höchsten Kultur emporführen will, verwirft der Kongreß nicht jede Kolonialpolitik prinzipiell, weil diese unter sozialistischem Regime zivilisatorisch wirken kann«.

Kultur und Zivilisation zu überbringen, um sie zu Kulturmenschen zu erziehen, geschieht das in dieser edlen Absicht und in der richtigen Weise, dann sind wir Sozialdemokraten die ersten, die eine solche Kolonisation als große Kulturmission zu unterstützen bereit sind.«¹² Vor dem Hintergrund dieser Entwicklung war es dann nicht überraschend, dass 414 der 421 Delegierten im März 1919 der Resolution der Weimarer Nationalversammlung zur »Wiedereinsetzung Deutschlands in seine kolonialen Rechte« zustimmten, darunter alle Delegierten der SPD. Nur sieben der 22 USPD-Mitglieder widersetzten sich (Berger 2021: 1).

Yellow Press und Fake-News: Kolonialrassistische Images als moderne transnationale Medientechnologie

Die Kolonialpolitik bildete sich auch in der damaligen Presse ab, wobei die auflagenstarken nationalistischen Zeitungen sich regelmäßig auf die Seite der Regierung stellten. Liberale Medien hinterfragten weniger die grundsätzliche Legitimität, sondern fokussierten ihre Kritik auf die Effizienz und Praktikabilität dieser Unternehmungen: Sie störten sich vor allem an den hohen Kosten und fragten nach dem Nutzen für Deutschland. Wie stark die deutsche Presse einem kolonialen und rassistischen Weltbild anhing, zeigt sich beispielsweise in der Berichterstattung zur Niederschlagung des antikonialen Aufstands der chinesischen »Boxerbewegung«¹³ durch eine westlich angeführte Militärallianz aus acht Nationen (Leutner/Mühlhahn 2007). Selbst die berühmte »Hunnenrede« des deutschen Kaisers Wilhelm II. vom 27. Juli 1900, in der er unverblümt zu einer erbarmungslosen Strafexpedition aufrief, wurde von großen Teilen der deutschen und auch der englischen Presse begrüßt. Diese positive Aufnahme verdeutlicht nicht nur den nationalistischen Blickwinkel, sondern auch die weitverbreitete koloniale Verblendung und politische Verrohung. Der Zeitungsjubel überraschte sogar das deutsche Außenministerium, das aus Sorge vor diplomatischen Verwicklungen und Prestigeverlust in Pressemitteilungen versucht hatte, die Rede zu entschärfen. Entgegen der üblichen Kolonialetikette rief Wilhelm II. unverhohlen zum offenen Verstoß gegen das international verbindliche Kriegerrecht auf: »Kommt ihr vor den Feind, so wird derselbe geschlagen! Pardon wird nicht gegeben! Gefangene werden nicht gemacht! Wer euch in die Hände fällt, sei euch verfallen! Wie vor tausend Jahren die

12 Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Deutschen Reichstages. 1. Dezember 1906, S. 4057.

13 Mechthild Leutner kritisiert die im Westen gebräuchliche Bezeichnung »Boxeraufstand« bzw. »Boxerbewegung« als verharmlosende Kolonialbezeichnungen, welche die antikoniale Ausrichtung dieser Bewegung und die ihr vorausgehende Kolonialisierung Chinas unkenntlich machen (Leutner 2022: 13f.). In China dagegen werden die politischen Zielsetzungen dieser Bewegung im Namen »Yihequan« (Fäuste für Gerechtigkeit und Frieden) betont.

Hunnen unter ihrem König Etzel sich einen Namen gemacht, der sie noch jetzt in Überlieferung und Märchen gewaltig erscheinen läßt, so möge der Name Deutscher in China auf 1000 Jahre durch euch in einer Weise bestätigt werden, daß es niemals wieder ein Chinese wagt, einen Deutschen scheel anzusehen!¹⁴

Viele deutsche Zeitungen hatten sich bereits an der Propagandamaschinerie beteiligt und frei erfundene Gräueltgeschichten der Londoner *Daily Mail* über die Erstürmung des Peking Botschaftsviertels der Kolonialmächte übernommen. In einer Täter-Opfer-Umkehr wurde in aufwühlender Weise über ein »barbarisches Massaker« an allen westlichen Ausländer*innen berichtet, was Revanchegelüste und die Kriegsstimmung nicht nur in Deutschland weiter verstärkte (Wendorff 2014: 123–145). Kolonialrassistische Bilder, Narrative und Denkmuster waren konstitutiver Bestandteil des westlichen Kultur- und Identitätsverständnisses und fanden sich daher wie selbstverständlich im Alltag, im Bildungswesen, in kulturellen Erzeugnissen und in den Medien wieder, die als Produkte der vorherrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse zu lesen sind. Trotz partiell unterschiedlicher Nationalinteressen war und ist die deutsche Presse als Teil des westlichen Kulturkonglomerats in dieses transatlantische Netzwerk integriert, die sich – gestern wie heute – im Kern als europäisch und Weiß definiert. Wie diese Fake-News-Story exemplarisch illustriert, zirkulierten rassistische Images seit den Anfängen der kolonialen Moderne mithilfe der neu entstandenen Transport- und Kommunikationstechnologien (wie Buchdruck, Pressewesen, Telegramm und Postdienste etc.) immer schneller in der kolonialen, das heißt westlich dominierten Welt. Politische Expansionen, militärische Besetzungen, ökonomische Ausbeutung, hierarchisierende Rassentheorien – alle diese Phänomene der kolonialen Moderne flossen in die eurozentristische Wissensproduktion ein und wurden durch Wissenschaft, Medien, Presse und Kunst reproduziert und gleichzeitig weiterentwickelt (Worth 2016).

Als Beispiel kann hier auf zahlreiche Karikaturen des einflussreichen deutsch-amerikanischen Malers und Grafikers Lyonel Feininger verwiesen werden, der in seinen Zeichnungen die imperiale Interventionspolitik des Deutschen Reiches mit offen kolonialrassistischen Bildern und Geschichten kommentierte.¹⁵ Darunter befindet sich die Grafik »Das Asiatische Stinkthier« (1900),¹⁶ die im China-Sonder-

14 Diese von Journalisten stenographierte Fassung gilt im Unterschied zu den offiziell verbreiteten Redemanuskripten als authentisch, da sie dem gesprochenen Wort am nächsten komme. Siehe zu den unterschiedlichen Fassungen der »Hunnenrede« und ihrer Rezeptionsgeschichte <https://de.wikipedia.org/wiki/Hunnenrede> (letzter Zugriff: 11.12.2022).

15 Es existieren auch Karikaturen, die trotz der rassistischen Darstellung Schwarzer Menschen die britische Kolonialpolitik etwa im südafrikanischen Transvaal scheinbar lächerlich machen. Das ist aber nicht als grundsätzliche Kolonialkritik zu verstehen, sondern diente lediglich dem Zweck, das Deutsche Reich als bessere Kolonialherren darzustellen.

16 <https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/lb15/o480> (letzter Zugriff: 01.11.2022).

heft der linksliberalen Satirezeitschrift *Lustige Blätter* erschien (Leutner 2022). Das Blatt wurde vom dem polnisch-jüdischen Schriftsteller und Philosophen Alexander Moszkowski herausgegeben, der nach Berlin emigriert war. Feiningers Bild zeigt einen chinesischen Mandarin mit schwarzer Hautfarbe, »Schlitzaugen« und hinterhältig wirkendem Gesichtsausdruck. In seiner krallenbewehrten Klaue hält er eine rauchende Bombe, die antikoniale Aktionen als »Fremdenhass« missrepräsentiert. Die Bildunterschrift »Was es gethan hat, soll furchtbar gerochen werden!« spielt auf die Rachegelüste in der »Hunnenrede« an. Die Nachricht der Karikatur ist unzweideutig: »Der Chinese« wird hier als böser, wesensfremder und animalischer Feind dargestellt und sein Widerstand gegen westliche Kolonialpolitik als xenophob und illegitim diskreditiert, sodass die koloniale Gewalt wiederum rational und gerechtfertigt erscheint. Dabei bedient Feininger sich einer Bildsprache, wie sie schon in der französischen Karikatur »En Chine le gâteau des Rois et ... des Empereurs«¹⁷ (*Le Petit Journal*, 16.01.1898) zur kolonialen Zerstückelung Chinas verwendet wurde. Feininger, der auch problematische Karikaturen mit Afrikabezug zeichnete, publizierte auch in der freisinnigen Zeitschrift *Ulk*, die zum linksliberalen Pressekonzern des deutsch-jüdischen Verlegers Rudolf Mosse gehörte. In späteren Jahren lehrte er am reformorientierten Staatlichen Bauhaus in Weimar und floh vor den Nazis, die seine Werke als »Entartete Kunst« werteten. In den USA wurde er als Präsident der Federation of American Painters und Sculptors und als Mitglied des National Institute of Arts and Letters hoch geehrt. Gerade diese Umstände verdeutlichen, dass koloniale Normalisierung nicht nur in der gesellschaftlichen Mitte verankert, sondern auch bei linken und liberalen Intellektuellen selbstverständlicher Bestandteil des eigenen Selbstbildes wie des westlichen Weltblicks insgesamt war.

Feiningers Karikaturen, die trotz seiner enormen Bedeutung als Künstler von der kunsthistorischen Forschung bisher schlicht ignoriert wurden,¹⁸ sind Bestandteil des transatlantischen Diskurses über die »Gelbe Gefahr«, der zur Zeit des Fin de

17 https://en.wikipedia.org/wiki/Yellow_Peril#/media/File:China_imperialism_cartoon.jpg (letzter Zugriff: 01.11.2022).

18 So wurden zahlreiche kolonialrassistischen Karikaturen im Sommer 2021 in der Ausstellung »Lyonel Feininger in Berlin« in der kommunalen Galerie Parterre in Berlin-Pankow gezeigt. Im aufwendig ausgestatteten Katalog hingegen wurde lediglich eine, auf den ersten Blick, weniger anstößige Karikatur mit Chinabezug ohne inhaltliche Kontextualisierung kommentarlos abgedruckt. Nur im Rahmen einer Podiumsdiskussion, an dem die Sinologin Mechtild Leutner und ich als Mitdiskutierende teilnahmen, wurde das Thema erörtert, stieß aber beim führenden Feininger-Kunstexperten Ulrich Luckhardt auf wenig Offenheit. In seinen Augen stellen die Karikaturen nur Auftragsarbeiten dar und würden daher nichts über Feiningers eigentliches Werk und den Künstler selbst aussagen. In dieser Haltung wurde Luckhardt vom FAZ-Literaturchef und Feininger-Biografen bestärkt (Platthaus 2021). Trotz dieser Widerstände aus dem Kunst-Establishment deutet sich in diesem Fall ein Umdenken an. So hat die weltweit einzigartige Lyonel-Feininger-Galerie in Quedlinburg im Oktober 2022 eine kolonialkritische Debatte angeregt.

Siècle als neue Mode aufkam. Wegbereiter des anti-chinesischen Diskurses war kein Geringerer als der deutsche Kaiser selbst: 1895 gab er das Gemälde »Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter«¹⁹ in Auftrag, das die Verteidigung Europas gegen die drohende »Gelbe Gefahr« allegorisch darstellt. Darin spielte die existenzielle Furcht vor der massenhaften, schleichenden wie geheimnisvollen Bedrohung und Unterwanderung Weißer Nationen durch eine als minderwertig angesehene »asiatische Rasse« eine zentrale Rolle. Solche Images können als spezifische Form des Orientalismus (Said 1978) gelesen werden und wurden als rassistische Trope anfänglich mit anti-chinesischen Konstruktionen und Zuschreibungen unterlegt. Dieser Diskurs breitete sich in westlichen Gesellschaften schnell aus²⁰ und verband sich in den USA, Kanada und Australien mit bereits bestehenden Bewegungen, die sich gegen die chinesische Immigration wandten (Ha 2022). Chinesische Migranten²¹ wurden in diesen kolonialrassistischen Diskursen als ebenso übereifrige wie unmenschliche Arbeitskonkurrenten angesehen. Sie wurden für die unzureichenden Löhne und damit auch für die soziale Verelendung Weißer Arbeiter*innen verantwortlich gemacht. Ihre andersartige, außereuropäische Kultur, so die Behauptung, mache sie außerdem zu nicht integrierbaren Fremden, die als gefährliche, geheimnisvolle und entindividualisierte Masse mit Krankheiten, Kriminalität, Armut und Schmutz assoziiert wurden. In dieser Zeit entstanden zahlreiche Karikaturen wie »The Yellow Terror in all his glory« (1899)²², die Chinesen als animalische und hinterhältige, aber auch schwache und mordlüsterne Wesen darstellten, die Weiße Frauen sexuell bedrohen würden. Die massive rassistische Propaganda wurde von breiten Bevölkerungskreisen und vielen Gewerkschaften mitgetragen. Besonders an der Westküste der USA steigerte sich dieser Hass zu alltäglichen Überfällen bis hin zu Morden und zahlreichen Pogromen. Bis Ende des 19. Jahrhunderts wurden über 150 anti-chinesische Gruppenangriffe gezählt (Pfaelzer 2007). Diese Stimmung führte 1882 zur Verabschiedung des »Chinese Exclusion Act«. Nach mehrmaligen Verlängerungen wurde das Gesetz schließlich zum »Asian Exclusion Act« (1924) ausgeweitet. Bis 1952 wurden Menschen Asiatischer Herkunft offiziell als »alien ineligible to citizenship« (»rassistisch« untauglich für die US-Staatsbürgerschaft) und damit als »perpe-

19 https://en.wikipedia.org/wiki/Yellow_Peril#/media/File:Voelker_Europas.jpg (letzter Zugriff: 01.11.2022).

20 Das zeigt sich etwa daran, dass mit »péril jaune«, »peligro amarillo«, »pericolo giallo«, »perigo amarelo« und »Yellow Peril« in verschiedenen westlichen Sprachen Eigenbezeichnungen kreiert wurden, die Ausmaß und Intensität indizieren. Im Englischen wird das Phänomen alternativ auch »Yellow Terror« bzw. »Yellow Specter« genannt. Siehe auch Tchen/Yeats 2014.

21 Aus unterschiedlichen Gründen waren es zu dieser Zeit fast ausschließlich chinesische Männer, die die riskante und entbehrungsreiche Arbeitsmigration antraten (Ha 2022: 42–47).

22 https://en.wikipedia.org/wiki/Yellow_Peril#/media/File:YellowTerror.jpg (letzter Zugriff: 01.11.2022).

tual foreigners« (ewige Ausländer) in der Weiß dominierten Gesellschaft definiert (Ha 2022).

Trotz einer unterschiedlichen Geschichte waren ähnliche rassistische Grundmuster auch in Deutschland etabliert. So war der Umgang mit der frühen chinesischen Migration etwa in Hamburg bereits während der Kolonialzeit und der Weimarer Republik maßgeblich von Fremdmachung, Nichtzugehörigkeit und »rassistischer« wie kultureller Minderwertigkeit bestimmt (Amenda 2022). Die weitgehende Auslöschung der chinesischen Community in St. Pauli und Altona stellte zwar eine historische Zäsur dar, die aber mit der Zuspitzung bestehender kolonialrassistischer Logiken und Kontinuitäten einhergeht.

Unsichtbarmachung – ein grundlegender Repräsentationsmodus

Wenn wir unseren Blick von der Geschichte auf die Gegenwart richten, wird deutlich, dass neben der Überzeichnung vor allem die Unsichtbarmachung als diskriminatorisches Repräsentationsprinzip vorherrscht. Das wird klar, wenn wir folgende Frage stellen: Asiatisches Leben in Deutschland – gibt es das überhaupt? Wer in den 1980er und 1990er Jahren mit dem deutschen Fernsehen aufgewachsen ist, wird große Mühe haben, sich an entsprechende Bilder und Filme zu erinnern – vielleicht mit Ausnahme des brennenden Sonnenblumenhauses während des rassistischen Pogroms 1992 in Rostock-Lichtenhagen gegen geflüchtete Rom*inja und vietnamesische Vertragsarbeiter*innen. Erst 2003 tauchte mit Minh-Khai Phan-Thi als erste vietdeutsche Kommissarin Mimi Hu in der ZDF-Filmserie *Nachtschicht* eine Figur auf, die diese Seite des postmigrantischen Deutschlands verkörperte. Diese Serie blieb eine flüchtige Erscheinung – und das nicht nur, weil sie zumeist in einem einjährigen Turnus produziert und ausgestrahlt wurde. Bis heute ist diese Figur eine der wenigen Ausnahmen im deutschen Film und Fernsehen geblieben, sodass die gesellschaftliche Unsichtbarmachung nach wie vor ein strukturelles Element der kulturellen Repräsentation geblieben ist.

Häufig werden nur abwertende Klischeebilder und rassistische Witze als Formen der diskriminatorischen Repräsentation angesehen. Allerdings ist es wichtig zu verstehen, dass auch strukturelle Nicht-Beachtung und Unsichtbarmachung in der Medienwelt die kulturelle Dominanz der Weißen Mehrheitsgesellschaft zementieren und benachteiligende wie schädliche Auswirkungen auf die betroffenen Communitys haben. Ein Effekt davon ist, dass diese Gruppen gesellschaftlich kaum wahrgenommen werden und ihre Interessen, Perspektiven und Geschichten keinen Eingang in die Institutionen und gesamtgesellschaftlichen Narrative erhalten. Gleiches gilt auch für politische Aushandlungsprozesse in der Zivilgesellschaft und der Kulturproduktion. Ebenso wie kulturelle Missrepräsentationen müssen gesellschaftliche wie mediale Ausschlüsse als elementare Teilbereiche des strukturellen

und institutionellen Rassismus in der deutschen Gesellschaft anerkannt werden. Was in der deutschen Mediengeschichte auffällt, ist, dass Asiatische Menschen in Deutschland medial relativ wenig beachtet wurden – und ihre Unsichtbarmachung einen ebenso dominanten wie spezifischen Repräsentationsmodus darstellt. Sicherlich ist Sichtbarkeit in rassistischen beziehungsweise dominanzdeutschen Diskursen ein zweifelhaftes Privileg, aber sie signalisiert eine andere Art der Imaginierung und Konstruktion kultureller und rassifizierter Differenz, welche die Präsenz des Anderen anerkennt oder zumindest zur Kenntnis nimmt.

Emaskulation, Hypersexualisierung und Perversion: Yellowfacing, Nerds, Superschurken, China Dolls, Drachenladys und Lotusblüten in der westlichen Populärkultur

Kamen Asiatische Menschen doch ausnahmsweise im Fernsehen vor, dann üblicherweise als anonyme und uniforme Masse ohne individuelle Züge oder in Form von Schurken, Gangstern und Bösewichten, deren Geschichten meist in fernen Ländern spielten. Dadurch wurden eine wesensfremde Art und die gesellschaftliche Unzugehörigkeit Asiatischer Menschen betont. Ihre Exotisierung und Fremdmachung ist ein wiederkehrendes Merkmal im westlichen Repräsentationsregime, das sich durch diese Differenzbetonung selbst definiert. Das zeigt sich gerade in der US-Populärkultur, wo trotz der jahrhundertealten Präsenz von Asian Americans die Darstellung als »perpetual foreigner« ihre gesellschaftliche Ausgrenzung widerspiegelt und gleichzeitig verstärkt (Yuen 2017). Infolge der globalen Prominenz von Hollywood-Filmen tauchen diese Bilder auch in Deutschland auf und haben nachhaltige Auswirkungen auf die Selbst- und Fremdwahrnehmung Asiatischer Menschen in westlichen Gesellschaften.

Die verzerrte Darstellung nahm oft groteske Züge an, was ihren Unterhaltungswert für das Weiße Publikum jedoch steigerte. Anknüpfend an historische Vorbilder des »Yellow Terror«, welche Ostasiat*innen als widerliche »Stinktiere«, als »Ausgeburt des minderwertigen Bösen« imaginieren, verkörperte Mickey Rooney in dem US-Klassiker *Frühstück bei Tiffany* (1961) in einer Nebenrolle den nervtötenden, radebrechenden und hysterischen Nachbarn Yunioshi. Sein Leben scheint darin zu bestehen, die Weiße bürgerliche Nachbarschaft in seinem New Yorker Apartmenthaus zu terrorisieren. Mit seinen vorstehenden Hasenzähnen und seiner starken Kurzsichtigkeit symbolisiert er für das Weiße Publikum in den USA die Karikatur des gemeinen Japaners, in der die rassistische Weltkriegspropaganda nachhallt. Im Unterschied zu der bedrohlichen, angsteinflößenden Inszenierung in Kriegszeiten, wird die Aggressivität nun jedoch noch übertroffen von Yunioshis kindlicher Unbeholfenheit, sodass er letztlich als lachhafte und eindeutig unterlegene Gestalt erscheint (Phruksachart 2017). Damit wird auch in diesem Fall eine typische Rolle re-

produziert, in welcher der feminisierte wie infantilisierte Ostasiater vor allem im Vergleich zum potenten westlichen Alphamann als schwach, untergeben und entmännlicht konzipiert wird. Durch das hier angewandte Yellowfacing wird nicht nur die Missrepräsentation Asiatischer Charaktere verstärkt, sondern auch der rassistische Ausschluss von Performer*innen of Color aus der Filmindustrie.

Eine andere Form der inferiorisierenden Entmaskulinisierung und Entsexualisierung ist im Stereotyp des Asiatischen Nerds enthalten, in den klassischen Bildern von Chines*innen als fleißige Maschinen, die mit unmenschlicher Ausdauer, Bedürfnislosigkeit und Präzision roboterhaft und in Massen entindividualisiert wie ein »Ameisenheer« arbeiten. Da ihnen nur eine einseitig technische Intelligenz zugestanden wird, die mit sozialer Inkompetenz, Durchsetzungs- und Führungsschwäche gepaart sei, stellt der Asiatische Nerd für die Überlegenheit Weißer Männer keine wirkliche Bedrohung mehr dar. Vielmehr kann er als Handlanger, Untergebener oder in der kolonialen Logik auch als Diener betrachtet werden. Die Diskurse über indische Computerspezialist*innen, ostasiatische Mathegenies und das Bildungswunder in der Asiatischen Diaspora sind weiterhin mit dieser Kolonialtrophe verbunden. Diese Phänomene werden in der heutigen Unternehmenskultur als *glass ceiling* beziehungsweise *bamboo ceiling* bezeichnet und meinen den weitgehenden Ausschluss von höchstqualifizierten Asiat*innen aus den Führungsetagen westlicher Konzerne (Hyun 2005).

Auch für Asiatische, speziell Ostasiatische Frauen gibt es vorgefertigte Rollenklischees in der US-Populärkultur, wenn sie etwa wie in *Die Welt der Suzie Wong* (1960) oder in Stanley Kubricks hoch gelobtem Anti-Vietnamkriegsfilm *Full Metal Jacket* (1987) als besonders frivole Prostituierte (»Me so horny. Me love you long time. Me sucky sucky«)²³ angepriesen oder in US-Filmen wie *Die Geisha* (2005) als devote Sex-Dienerinnen imaginiert werden. In einer Abwandlung dieser Verfügungsfantasien werden Asiatische Frauen in den Oper- und Musicalstücken *Madame Butterfly* (1898/1904) und *Miss Saigon* (1989) als treue und ergebene Geliebte Weißer Männer vorgestellt, die bis zur Selbstaufgabe erotische Männerfantasien erfüllen. Die kulturelle Verobjektivierung und Hypersexualisierung wirken desinformierend und greifen in gewalttätigen Formen in das Leben der so dargestellten Frauen ein. Sowohl in den USA als auch in Deutschland berichten Asiatische Frauen über vielfältige Formen sexueller Belästigungen in ihrem Alltag: Sie werden wie in den Filmen als Prostituierte angesprochen und als leichte sexuelle Beute betrachtet, da nicht wenige Weiße Männer glauben, ein sexuelles Verfügungsrecht über sie

23 Diese misogynen Aussage wurde durch den oft gecoverten Partyhit »Me So Horny« (1990) der Schwarzen Rapband 2 Live Crew und die damit zusammenhängende kulturpolitische und juristische Debatte um Obszönität und Zensur weiter popularisiert. Aufgrund des Schwarz-Weiß-Framings blieb das Thema »anti-Asiatische Frauenbilder« dabei weitgehend unsichtbar.

zu besitzen.²⁴ Neben den Klischees »China Doll« und »Lotusblüte« ist auch die »Drachenlady« ein prominentes Stereotyp. Bereits der erste chinesisch-amerikanische Leinwandstar, Anna May Wong, musste sich in der Stummfilmzeit mit den rassistischen Regeln der Filmindustrie auseinandersetzen: Unabhängig von ihrem Talent wurde sie meist in Nebenrollen eingesetzt, während die Hauptrollen Weißen vorbehalten blieben. Hinzu kam, dass Mixed-Race-Liebesbeziehungen in US-Filmen unerwünscht waren. Der Durchbruch gelang ihr mit einer Nebenrolle als intrigante mongolische Versklavte in dem Film *Der Dieb von Bagdad* (1924). Weitere Rollen dieser Art folgten, wie etwa als manipulativer orientalischer Vamp in *Forty Winks* (1925). Moderne Abwandlungen dieser Rollen spielte Lucy Liu in der Serie *Ally McBeal* (1997–2002), wo sie eine gefühlskalte und grausame Anwältin mimt, die die mysteriöse Kunst der sexuellen Befriedigung Weißer Männer beherrscht. Eine verwandte Rolle bekleidete sie als blutrünstige Killerin O-Ren Ishii auch in Quentin Tarantinos Kultfilm *Kill Bill – Volume 1* (2003).

Die Drachenlady kann als weibliches Pendant zu anti-chinesischen Figuren wie dem intelligenten und gerissenen Dr. Fu Man Chu betrachtet werden, dessen Name wie die »Hunnenrede« ungeschminkt auf europäische Urängste vor einem »mongolischen Unheil aus den Untiefen des Fernen Ostens« verweist. Als mandarinhafter Bösewicht plant Dr. Fu Man Chu unentwegt neue Verschwörungen zur Erlangung der Weltherrschaft und hat ein Faible für Giftmorde. Seine Tochter Fah Lo Suee ist ihrerseits ebenfalls eine geniale Verbrecherin, die ihren Vater als Kopf der Geheimorganisation ablösen will.²⁵ Diese Serie war sehr erfolgreich und wurde von Arthur Henry Ward von 1912 bis zu seinem Tode 1959 beständig erweitert. Inspiriert von eigenen Vorurteilen und Fantasien über das Chinatown in London,²⁶ schrieb er unter dem Pseudonym Sax Rohmer 14 Romane für diese Buchserie, die in 90 Jahren etwa 20 Millionen Exemplare verkaufte. Der anhaltende Erfolg wurde durch Radiosendungen, Comiceihen und eine Fernsehserie (1956) weiter gesteigert. Einen erneuten Popularitätsschub erlebte die Serie, als Christopher Lee von 1965 bis 1968 in fünf Kinoverfilmungen als Yellowface auftrat. Die Streifen trugen einschlägige Titel: *Ich, Dr. Fu Man Chu*, *Die 13 Sklavinnen des Dr. Fu Man Chu*, *Die Rache des Dr. Fu Man Chu*, *Der Todeskuss des Dr. Fu Man Chu* und *Die Folterkammer des Dr. Fu Man Chu*. Insgesamt

24 Ausführlicher in Le 2020 und Pham 2021.

25 Aufbauend auf Radiofassungen schrieb er zwischen 1950 und 1956 sechs Bücher über die japanische Verbrecherin Sumuru, die ebenfalls nach der Weltherrschaft strebt und sadomasochistischen Vergnügungen nachgeht. Nach zwei trashigen Kinofilmen, *Sumuru – Die Tochter des Satans* (1967) und *Die sieben Männer der Sumuru* (1969) mit dem blonden »Bond-Girl« Shirley Eaton, entstand 2003 *Sumuru – Planet der Frauen* in deutscher Koproduktion. Diesmal durfte Alexandra Kamp ein Yellowface spielen.

26 In zwei Kriminalgeschichten »Dope: A Story of Chinatown and the Drug Traffic« (1919) und »Tales of Chinatown« (1922) inszeniert sich der Autor als intimer Kenner von Londons Chinatown.

kamen seit 1923 mehr als 16 solcher Filme weltweit in die Kinos und später auch ins Fernsehen.

Auch heute sind Fantasiegestalten aus dem Horrorkabinett der »Gelben Gefahr« weiterhin aktuell. Das zeigt sich etwa an der Figur »Imperator Ming der Erbarmungslose« in der US-amerikanischen Science-Fiction-Serie *Flash Gordon*. Unterstützt von seinem Sohn »Kang der Grausame« treibt er seit 1934 als ewiger Antipode des blonden Helden sein kosmisches Unwesen. Von der Kostümierung bis hin zu körperlichen Merkmalen wie dem typischen Bart sind die Ähnlichkeiten zu den früheren Mandarin-Karikaturen aus dem Horrorkabinett des Yellow Terror kaum zu übersehen – etwa zu Lyonel Feiningers *Gelbe Gefahr. Ex Oriente – Luchs* (1904), in der eine gigantische Raubkatze mit »Fu-Man-Chu-Bart« über den Ural schleichend Europa angreift. Mings Tochter, die attraktive wie wundersame Prinzessin Aura (halb Mensch, halb Reptil), verkörpert dagegen eine Variante des klassischen Madame-Butterfly-Stoffes: Sie verliebt sich unglücklich in Flash Gordon, stürzt sich aber nach ihrer Abweisung in ungezügelte Affären, um später seinem Freund Prinz Barin, der Robin Hood nachempfunden ist, treu zur Seite zu stehen. Diese Comicserie war sehr erfolgreich und wurde bis Ende der 1930er Jahre in etwa 130 Zeitungen weltweit abgedruckt, in mehr als acht Sprachen übersetzt und von etwa 50 Millionen Menschen gelesen. Bis 1993 wurde ein täglicher Zeitungsstrip produziert und bis 2003 eine Kurzgeschichte für die Sonntagsausgabe. Neben den Comicheften und Radioserien sind vor allem die zahlreichen Fernsehserien für den kommerziellen Erfolg mitverantwortlich, die 1936–1940, 1954–1955, 1979–1980, 1982, 1996 und zuletzt 2007–2008 sowohl als Zeichentrick- wie auch als Realfilme produziert wurden. Während beim letzten Kinofilm 1980 Ming vom Schweden Max von Sydow noch klassisch anti-chinesisch ausgelegt wurde, wurde in der jüngsten Serie die Figur Ming dem Produzenten zufolge Saddam Hussein nachempfunden und wie gehabt von einem Weißen gespielt. Seit 2010 gibt es immer wieder Berichte, dass verschiedene Unternehmen an einer Neuverfilmung des Stoffes arbeiten – zuletzt vom neuseeländischen Regisseur Taika Waititi, der sich selbst als »polynesischer Jude« bezeichnet und zuletzt den Superheldenfilm *Thor: Ragnarok* (2017) sowie Teile der Star-Wars-Serie *The Mandalorian* inszeniert hat. Es bleibt abzuwarten, wie sich die westliche Kulturindustrie ideologisch weiterentwickelt, wenn Menschen of Color sich an unterschiedlichen Schalthebeln vermehrt einbringen. Sicherlich war die westliche Bilderwelt auch in der Vergangenheit nicht homogen und blieb nicht unwidersprochen, da nicht zuletzt das asiatische Kino seit Jahrzehnten eine erstaunliche Vielfalt an Geschichten und Erzählweisen hervorbringt. Auch der anhaltende Erfolg asiatischer Populärkulturen wie Anime, Bollywood, K-Pop und K-Drama trägt zu einer Diversifizierung der Vorstellungen über asiatische Kulturen und Asiatisch-Sein bei.

Kein Ruhmesblatt: Struktureller Rassismus in Medien gegen rassifizierte Migrant*innen und Geflüchtete

In liberalen Demokratien gelten Massenmedien als »vierte Gewalt«, die neben Legislative, Exekutive und Judikative als kritischer Wächter und moralische Instanz maßgeblich zum Funktionieren der Demokratie beiträgt. Obwohl dieses Leitbild auch von deutschen Medien²⁷ beschworen wird, gibt es allzu viele Fälle, die diesem Medienimage zuwiderlaufen. Besonders frappierend sind die medialen Verstrickungen in rassistisch aufgeladene Debatten. Gerade die Berichterstattung rund um die Themen Migration, Integration, Flucht, Asyl, Rassismus (bzw. »Ausländer- und Fremdenfeindlichkeit« wie es früher beschönigend und verfälschend genannt wurde), Islam(isierung), sexualisierte Gewalt und Kriminalität ist wiederkehrend durch die eigentümliche Diskrepanz zwischen eigenem Qualitätsanspruch und diskriminatorischen Darstellungen geprägt.

Wie Jesus Manuel Delgado²⁸ (1972) in seiner umfangreichen Pionierstudie feststellte, war bereits die westdeutsche Berichterstattung über angeworbene Arbeitsmigrant*innen in den 1960er Jahren von zahlreichen negativen Stereotypisierungen und tendenziösen wie unreflektierten Begriffsverwendungen wie »Gastarbeiter« dominiert. Ein hervorstechendes Merkmal dieses Mediendiskurses konzentrierte sich darauf, vor allem türkische Migrant*innen als »kriminelle Ausländer« – häufig in Verbindung mit Gewalt, Drogen- und Sexualdelikten – zu skandalisieren. Ein anderer prominenter Diskursstrang diskutierte kaufmännisch den sozioökonomischen Wert der migrantischen Arbeitskräfte aus der Perspektive der deutschen Gesellschaft und plädierte dafür, sowohl den Zuzug als auch den

27 Obwohl verallgemeinernde Begriffe wie »die Medien« zu Fehldeutungen führen können und es immer auf den zeitlich-thematischen Kontext sowie im Zweifel auf den Einzelfall ankommt, ist es im Rahmen dieser überblicksartigen Darstellung unvermeidbar, allgemeine Begriffe zu benutzen, um generelle Aussagen treffen zu können. Bei höherer Detailauflösung wäre es möglich, die Analyse zu konkretisieren und stärker zu differenzieren, sodass Unterschiede zwischen verschiedenen Medien oder thematische Verschiebungen im zeitlichen Verlauf deutlich würden. Denn Unterschiede bestehen nicht nur zwischen Boulevard- und sogenannten Qualitätsmedien. Ebenso gibt es Unterschiede zwischen verschiedenen Redaktionen, die in unterschiedlichen Medienunternehmen mit bestimmten Formaten unterschiedliche Zielgruppen bedienen. Im Rahmen dieser Darstellung geht es mir nur um das Herausarbeiten von dominanten Medienbildern.

28 Delgado promovierte 1966 mit einer sozialpsychologischen Untersuchung über die »Anpassungsprobleme der spanischen Gastarbeiter in Deutschland« an der Universität Köln und war in den 1970er Jahren einer von ganz wenigen Migrationsforscher*innen in der BRD, die über eigene Migrationserfahrungen verfügten und nicht aus einer mehrheitsdeutschen Position heraus zu diesem Thema arbeiteten. Seine Medienuntersuchung umfasst über 3.000 Presseartikel aus 84 Zeitungen, die in Nordrhein-Westfalen von Mai 1966 bis August 1969 erschienen sind.

Verbleib der Eingewanderten vom Nutzen- und Gewinn-Kalkül abhängig zu machen. Sowohl der mediale Orientalismus gegen türkische Migrant*innen als auch die auf Profitmaximierung ausgerichtete Perspektive der Arbeitsmigrationspolitik auf Kosten diskriminierter Arbeiter*innen aus peripheren Gesellschaften spiegeln koloniale Hierarchien und Ausbeutungsmuster wider (Ha 2003). Vor diesem kulturhistorischen und politökonomischen Hintergrund ist es nicht verwunderlich, dass viele deutsche Massen- und Leitmedien das von Delgado erstmals konstatierte Ausländerbild strukturell bis in die 2000er Jahre weitertrugen. So kommt eine Überblicksstudie, die zwölf empirisch-medienwissenschaftliche Untersuchungen von lokalen und überregionalen Zeitungen im Zeitraum 1972–2000 vergleichend zusammenfasst, zu dem Ergebnis, dass

- Migrierte in der Berichterstattung allgemein unterrepräsentiert sind;
- die Berichte überdurchschnittlich negative Aussagen mit den Schwerpunktthemen Kriminalität, Kosten und »Überfremdung« beinhalten;
- positive Bilder und Nachrichten weitgehend fehlen;
- sie meist als passive Objekte und nicht als selbstbestimmt handelnde Subjekte dargestellt werden;
- abhängig von einer angenommenen Schädlich- beziehungsweise Nützlichkeitskala Gruppen differenziert werden: sehr negativ Asylbewerber*innen und Geflüchtete; weniger negativ migrantische Arbeiter*innen; positiv Gruppen, die als Leistungsträger*innen und Bereicherung angesehen werden wie etwa migrantische Spitzensportler*innen, Prominente und Unternehmer*innen;
- Gruppen aus dem Globalen Süden, der Türkei und dem Balkan negativer dargestellt werden als Weiße europäische Migrant*innen (vgl. Müller 2015: 100f.).

Die skizzierte medienpolitische Struktur kennt einige publikationsspezifische Ausreißer wie die Bild-Zeitung oder marktsegmentspezifische Merkmale wie die der Boulevardblätter. Dennoch gelten diese Aussagen grundsätzlich auch für die sogenannten Qualitätsmedien. Hinzu kommt, dass Medien auch auf aktuelle Ereignisse und gesellschaftliche Veränderungen reagieren und diese nicht nur reflektieren, sondern auch verstärken können. Den strukturellen Rassismus in den Medien möchte ich anhand von vier Fallbeispielen mit Asiatisch-deutschem Themenbezug näher vorstellen.

a) Ende der 1970er Jahre reagierte die Bundespolitik, und viele deutsche Medien, sehr positiv auf Boatpeople, die in großer Zahl über das Südchinesische Meer aus dem kommunistisch regierten Vietnam flohen, und initiierte mit großer zivilgesellschaftlicher Unterstützung deren Aufnahme in die BRD. Es wurde sogar eigens ein Gesetz erlassen, um ca. 40.000 vietnamesische »Kontingentflüchtlinge« aufzunehmen, die im Vergleich zu anderen Geflüchteten einen privilegierten Status genossen. So führten politisch-ideologische Erwägungen, die auch in den Me-

dien auftauchten, zu einer weitaus restriktiveren Aufnahmepolitik gegenüber chilenischen Geflüchteten, die 1973 nach dem rechtsgerichteten Putsch des mit den USA verbündeten Generals Pinochet gegen die demokratisch gewählte Regierung unter dem Sozialisten Salvador Allende in der BRD politisches Asyl beantragten. Im Unterschied dazu konnte die humanitäre Geste zugunsten einer begrenzten Aufnahme vietnamesischer Boatpeople im Kalten Krieg sowohl für die nachträgliche Rechtfertigung der Kolonialkriege in Vietnam als auch zur Bestätigung des eigenen Selbst- und Weltbildes genutzt werden (Ha 2014). Diesen Nutzen bieten die heutigen Boatpeople im Mittelmeer und vor den Kanaren nicht, sodass sie vor allem als abzuwehrende Bedrohung dargestellt werden.

b) Am 22. August 1980 wurden die vietnamesischen Boatpeople Nguyễn Ngọc Châu und Đỗ Anh Lân in einem Heim für Geflüchtete in der Halskestrasse in Hamburg-Billbrook von Mitgliedern der neonazistischen Terrororganisation »Deutsche Aktionsgruppen« bei einem Brandanschlag ermordet. Trotz der anfänglichen Anteilnahme, die sich etwa darin zeigte, dass der damalige Erste Bürgermeister Hamburgs Hans-Ulrich Klose (SPD) bei der Beerdigung eine kurze Trauerrede hielt, wurde diese Geschichte danach medial unsichtbar gemacht. Mit diesem symbolischen Schlussakt setzte eine geradezu hermetische Entinnerung in den Medien ein, die verstärkt wurde durch Weiße Nicht-Betroffenheit, bei gleichzeitiger Abwertung von Interessen von Menschen of Color sowie gut eingeübten Verdrängungsmechanismen gegenüber strukturellem Rassismus und institutionalisierten Diskriminierungen, etwa in den Medien selbst. So berichtete die in Hamburg sitzende Wochenzeitung *Die Zeit* erst im Zusammenhang mit der skandalträchtigen Aufdeckung des NSU-Terrors infolge der Recherche eines freien Journalisten erstmalig seit 1980 wieder über diesen Brandanschlag (Keil 2012). Das Medienhaus, das sich selbst als systemrelevanten Watchdog sieht, hat die gesellschaftspolitische Relevanz in diesem Fall nicht verschlafen, sondern diese Unsichtbarkeit mithergestellt. Das ist hier besonders bitter, da *Die Zeit* auch ihre offensichtliche Verantwortung für den 18-jährigen Đỗ Anh Lân gänzlich vergessen und verdrängt hat: Er wurde im August 1979 in einer von der Wochenzeitung und dem Hamburger Senat initiierten Social-Sponsoring-Aktion mit 274 anderen vietnamesischen Boatpeople von der malaiischen Insel Pulau Bidong in die Hansestadt gebracht. Trotz der Bemühungen der seit 2014 bestehenden Gedenkinitiative weigert sich die Stadt Hamburg bisher hartnäckig, einen öffentlichen Erinnerungsort für die Opfer dieses Anschlags zu schaffen (vgl. Ha 2021: 140–149).

c) Im Zuge der stark nationalistisch aufgeladenen deutschen Wiedervereinigung (1990) eskalierten die seit Jahrzehnten virulenten Politik- und Mediendiskurse gegen »Ausländerkriminalität« und »Asylanten« in brutaler Weise: Sowohl in Boulevard- als auch in den selbsternannten Qualitätsmedien erschienen in dieser Zeit nahezu täglich alarmierende Meldungen, Kommentare, großformatige Reportagen, Karikaturen und Bilder über »massenhaften Asylbetrug« und »Asyl-

missbrauch«. Mit ungeschminkter Katastrophenmetaphorik wurde suggeriert, dass Deutschland durch anstürmende »Asylantenfluten« (alternativ auch -wellen, -ströme und -schwemmen) vor einer existenziellen Bedrohung stehe. Dadurch wurde eine gesellschaftliche Stimmung salonfähig gemacht und zugleich befördert, die extreme Sofortmaßnahmen wie die De-facto-Abschaffung des Grundrechts auf Asyl als legitim und notwendig erachtete. Medien dienten hier als staatlich regulierte Massenkommunikationsmittel, die immer auch als moralische Gatekeeper fungierten, in dem sie situativ und durchaus dynamisch die Standards des politisch Erlaubten festlegten. Ein berühmtes Beispiel ist das Cover des *Spiegel* zur Titelstory »Flüchtlinge – Aussiedler – Asylanten. Ansturm der Armen« (37/1991).²⁹ Das zentrale Bildmotiv und die politische Aussage sind einem Wahlplakat der rechtsextremen »Die Republikaner« nachempfunden (Pagenstecher 2008). Die abgebildete Karikatur visualisiert und enttabuisiert das rechtspopulistische Schlagwort »Das Boot ist voll«. Dazu werden einerseits völkische Überfremdungsängste aufgewertet und andererseits Geflüchtete und Migrant*innen symbolhaft als alles überrennende Massen in der kollektiven Wahrnehmung gezeichnet. Diese Gruppen wurden dadurch mit zu bekämpfendem »Ungeziefer« assoziiert und entmenschlicht. Da sie den Deutschland-Kahn zum Kentern bringen, verdienen sie weder Hilfe noch Mitgefühl. Vor dem Hintergrund dieser Schlagzeilen und rhetorischen Brandsätze war ein sprunghafter Anstieg rechtsextremer Gewalttaten zu verzeichnen: Wurden 1990 noch 128 rechtsextreme Gewalttaten polizeilich registriert, stieg ihre Zahl explosionsartig auf 1.483 (1991) an und erreichte im Folgejahr mit 2.584 registrierten Fällen einen erneuten Höchststand. In nur zwei Jahren stieg die rechtsextreme und meist rassistisch motivierte Gewalt um unglaubliche 2019 Prozent, während die Gesamtzahl aller rechten Straftaten (1990: 1.380) sich nahezu verzehnfachte (1993: 10.561). Die rassistische Gewaltwelle flaute erst 1995 auf 837 Fälle ab, um auf diesem hohen Niveau zu verharren (Staud 2018). Verfolgen wir diese Statistiken bis in die Gegenwart weiter, so ist festzustellen, dass die medial mitausgelöste und mitverursachte rassistische Gewalt sich im Vergleich zu der Zeit vor 1989 auf einem viel höheren Level normalisiert hat. Dieses mediale Vermächtnis prägt die Gegenwart mit. Neben zahlreichen Überfällen und Brandanschlägen auf Asylunterkünfte und Häuser mit deutsch-türkischen Familien wie in Mölln und Solingen stehen auch die Pogrome in Hoyerswerda und Rostock-Lichtenhagen gegen Rom*nja-Geflüchtete und ehemalige DDR-Vertragsarbeiter*innen aus Mosambik und Vietnam in einer engen Beziehung zur rassistisch gefärbten Publizistik. Das Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung (1992), das sich mit zahlreichen Studien zu diesem Thema hervorgetan hat, kommt in seiner Analyse zur medialen Berichterstattung

29 Der *Spiegel* griff 15 Jahre später nicht nur das Thema, sondern auch die rassistische Perspektive erneut auf und titelte auf dem Cover »Ansturm der Armen. Die neue Völkerwanderung« (26/2006).

über Rostock-Lichtenhagen im Kontext der Asylabschaffungsdebatte zu dem Ergebnis: »Der Grundtenor dieser Berichterstattung muß deshalb auch als rassistisch bezeichnet werden« (Jäger 1993: 87). Die Opfer der rassistischen Angriffe wurden in den Medien weithin vernachlässigt, da der medienpolitische Blick auf Weiße deutsche Akteur*innen und Täter*innen zentriert blieb.

d) Nach den Pogromen kehrten viele Medienberichte zum tradierten Themen-schwerpunkt »Organisierte Ausländerkriminalität« zurück, sodass die stereotypen und diskriminierenden Tendenzen sich bis Ende der 1990er Jahre verstärkten. In der anti-Asiatischen Variante dieses Sujets griffen viele Reporter*innen in undifferenzierten und sensationsgierigen Artikeln das Thema »vietnamesische Zigarettenmafia« auf, sodass die vietnamesische Minderheit speziell in Ostdeutschland durch die Ethnisierung der Kriminalität in erheblichem Umfang stigmatisiert wurde. Gleichzeitig wurden vietnamesisch markierte Menschen kriminalisiert, da sie zunehmend als brutal, gefährlich und verbrecherisch galten (Orde 1996).

Auch andere Asiatisch-deutsche Gruppen sind immer wieder mit abwertenden Bildern konfrontiert: So setzte Norbert Röttgen, der ehemalige Bundesminister für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie (auch als Zukunftsminister bezeichnet) auf eine migrationsfeindliche Stimmung. Im NRW-Landtagswahlkampf 2000 gab er als Landesvorsitzender und CDU-Spitzenkandidat den Slogan »Kinder statt Inder an die Computer« aus. In der sich anschließenden Medienkontroverse verteidigte er das Motto gegen Kritik und normalisierte damit die anti-Asiatische Ausgrenzung in der etablierten Parteienlandschaft. Diese anti-Asiatische Formel hatte damals erheblichen Einfluss auf die öffentliche Debatte und weitete sich aus. Zum Beispiel griffen die rechtsextremen »Republikaner« diese Vorlage dankbar auf und spitzten die rassistische Stoßrichtung durch Wahlplakate mit der Aufschrift »Kinder statt Inder« weiter zu.

Neben den Negativstereotypen existieren auch vermeintlich positive Bilder in den Medien. So wird gelegentlich über koreanische, indische und philippinische Krankenschwestern berichtet, die seit den 1960er Jahren nach Deutschland migrieren. Dabei nehmen diese Darstellungen häufig einen Blickwinkel ein, bei dem die Betroffenen und ihre Biografien auf ihre gegenderte Arbeitskraft reduziert werden. Nicht selten wird unter der Zuhilfenahme von weiblichen Stereotypen herausgestellt, dass ihre Arbeit als »sanfte Engel« sich als nützlich für die deutsche Gesellschaft erwiesen habe. Diese Form der Anerkennung für schwere körperliche und schlecht entlohnte Arbeit mit geringem sozialen Ansehen ist höchst ambivalent, vielleicht schon zynisch, da sie vor allem auf die pflegerischen Dienste von Asiatinnen aus dem Globalen Süden zum Wohl der Weißen Dominanzgesellschaft abzielt. Auf diese Weise werden rassifizierte Genderhierarchien mit kolonialem Einschlag reaffirmiert.

Auch der Diskurs über das »vietnamesische Bildungswunder« blitzt seit 2010 immer wieder auf und enthält ebenfalls problematische Elemente. So kann dieses

Medienbild durchaus anti-Asiatische Klischees der Dehumanisierung bedienen, indem die Betroffenen zu gefühllosen, unsozialen und einseitig interessierten Lernmaschinen mit extremer, geradezu unmenschlicher Ausdauer degradiert, während ihre individuell herausfordernden Lernanstrengungen nicht wirklich anerkannt werden. Das Bild verdeckt zudem die Tatsache, dass viele vietnamesische Schüler*innen durchschnittlich erfolgreich sind oder im deutschen Schulsystem große Probleme haben. Da aber das Referenzbild der vietnamesischen Musterschüler*innen als neue Norm vorherrscht, werden bereits durchschnittliche Noten als persönliche Defizite gewertet. Unabhängig von ihren Schulnoten leiden viele unter dem gesellschaftlich und medial vermittelten Erfolgsdruck. Über die andere Seite dieser Medaille, nämlich familiäre Probleme bis hin zur Suizidgefahr von besonders belasteten Schüler*innen, wird hingegen wenig berichtet, sodass kaum Raum für eine differenzierte und diversifizierte Wahrnehmung und Diskussion besteht. Offen rassistisch wird dieser Diskurs, wenn er wie in der Sarrazin-Debatte dazu benutzt wird, die vermeintlich unauffälligen, fleißigen wie gesetzestreu »Musterschüler der Integration« gegen die »integrationsunwilligen oder -unfähigen« türkischen und arabischen Communitys auszuspielen, die häufig als »faule, dumme Schulversager« und »Clankriminelle« abgestempelt werden. Während unklar ist, welche Faktoren den partiellen Bildungserfolg von Schüler*innen aus iranischen, koreanischen oder vietnamesischen Familien tatsächlich verursachen, sind institutionelle Diskriminierungen und Armut als wesentliche Gründe für die ungleichen Ergebnisse im deutschen Bildungssystem belegbar (Gomolla/Radtke 2002). Es gibt Grund zur Annahme, dass sowohl soziale Anpassung etwa in Form von Bildungserfolg als auch Devianz Überlebensstrategien darstellen, die sehr unterschiedlich auf strukturelle Ungleichheiten und Ausgrenzungen reagieren.

Wie schnell in strukturell rassistischen Gesellschaften vermeintlich positive Minderheiten-Images ins Negative umschlagen können, zeigen die jüngsten anti-Asiatischen Stereotypisierungen und Angriffe im Zuge des virulenten Corona-Rassismus (Suda/Mayer/Nguyen 2020; Mediendienst Integration 2021). Asiatisch-deutsche Initiativen wie *korientation*. Netzwerk für Asiatisch-Deutsche Perspektiven e. V. und *ichbinkeinvirus.org* haben viele Beispiele von medialen Missrepräsentationen sowie die Erfahrungen von Betroffenen mit Alltagsrassismus, Drohungen, Beschimpfungen und Gewalt in der Pandemie dokumentiert.³⁰ Als Gegenwartsphänomen macht der jüngste medial vermittelte Rassismus darauf aufmerksam, dass die gesellschaftlichen Modernisierungsprozesse im Bereich Migration und Integration in den letzten 20 Jahren keinen Anlass zu übermäßigem Optimismus geben. Deutlich wird hier auch, dass viele aktuelle Feindbilder nicht von der kolonialen Geschichte des anti-Asiatischen Rassismus getrennt werden

30 Siehe <https://www.korientation.de/medienkritik/corona-rassismus-medien/> und <https://www.ichbinkeinvirus.org/erfahrungsberichte/> (letzter Zugriff jeweils 01.11.2022).

können. Das gilt insbesondere für viele einseitige Chinabilder, die seit Jahrzehnten gezeichnet und sich angesichts der westlichen Furcht vor einer geopolitischen und wirtschaftlichen Dominanz Chinas in der Zukunft weiter verschärfen werden (Richter/Gebauer 2010; Jia/Leutner/Xiao 2021). Bei aller berechtigten Kritik am chinesischen Staats- und Regierungssystem fällt im Vergleich mit westlichen Verbündeten wie der imperialen Kriegspolitik der USA auf, dass die außenpolitische Kritik gegenüber China weitaus unausgewogener und schärfer ausfällt und mediale Gegendiskurse, die die Kritik an der US-Außenpolitik als ideologisch motivierten Anti-Amerikanismus abwerten, im Falle Chinas weitaus seltener zu finden sind.

Widerständige Gegennarrative und Manufacturing Consent

In den letzten zwei Jahrzehnten ist die Medienwelt durch Internet und Social Media vielstimmiger geworden. Auch die Möglichkeiten für Gegennarrative und die Perspektiven von Personen of Color sind in diesem Zuge – trotz ungleicher Ressourcenverteilung und medialer Reichweite – nicht zuletzt mithilfe eigener Veröffentlichungsplattformen größer geworden. Gerade diese Gegenwehr ist für die kritische Sichtbarmachung des Corona-Rassismus durch Aktivist*innen und Community-Organisationen wichtig. Obwohl institutionalisierte Diskriminierungen in der Medienindustrie weiterhin bestehen, sind die positiven Tendenzen in Richtung zunehmende Diversifizierung der Redaktionen und Leitungsetagen nicht zu übersehen. Noch ist unklar, wie weit dieser Prozess gehen wird und ob kulturelle Vielfalt und Gendermainstreaming sich tatsächlich auf allen Arbeitsebenen als neuer Standard in den Medienhäusern etablieren und den Zugang zu fortschrittlichen Denkräumen verbreitern werden.

Unabhängig davon bleiben auch in Zukunft viele medienkritische Fragen offen. Wie Noam Chomsky und Edward Herman in ihrer grundlegenden Studie *Manufacturing Consent. The Political Economy of the Mass Media* (1988) darlegen, werden westliche Mediendiskurse durch eine Reihe von Filtern limitiert, die aufgrund von strukturellen Besitz-, Kontroll- und Produktionsverhältnissen gesellschaftliche Eliten begünstigen. Diese machtdurchzogenen Bedingungen stehen dem medialen Selbstbild als moralische Instanz und demokratischer Wachhund entgegen. So sind kommerzielle Medien den Interessen von Privatinvestor*innen ausgesetzt und von Werbeeinnahmen abhängig. Auch der öffentlich-rechtliche Rundfunk, der anders finanziert und reguliert wird, aber sicherlich nicht im machtfreien Raum agiert, ist bei seiner Arbeit auf gute Beziehungen in die Politik angewiesen, um etwa vertrauliche und exklusive Informationen zu erhalten und die eigene Finanzierung nicht zu gefährden. Alle relevanten Medien werden von einflussreichen Lobbyorganisationen bearbeitet, wobei die mächtigsten Interessen in der Gesellschaft auch ohne direkten Zwang oder explizite Absprachen, sondern durch Soft Power, soziokul-

turrellen Bias wie eine gemeinsame bildungsbürgerliche Perspektive den größten Einfluss auf die Verbreitung von bestimmten (Des-)Informationen, Narrativen und Meinungen ausüben können. Obwohl durchaus gesellschafts- und selbstkritische Töne zu hören sind, sind die etablierten Medien und ihre Mitarbeiter*innen eher ein privilegierter Teil der Gesellschaft und damit Teil des Establishments. Diese und andere Faktoren beeinflussen die inhaltliche Ausrichtung von Massenmedien, deren Arbeit nicht ohne Gatekeeping, Agenda-Setting und Framing auskommt.

Massenmedien sind nicht per se rassistisch oder antirassistisch, aber sie sind gesellschaftlich situiert und reflektieren vor allem gesellschaftlich dominante Stimmungen, Wahrnehmungen, Meinungen und Wertungen. Selbst vermeintlich neutrale Nachrichten sind nicht selbstevident und nie objektiv, da nicht nur Kommentare, sondern bereits die »Nachricht« selbst ein konstruiertes und selektives Medienprodukt ist, das in einem mehrstufigen Arbeitsverfahren hergestellt wird und aufgrund von Auslassungen, Interpretationen und einseitiger Perspektivität nie die ganze Geschichte erzählen kann. Der Mainstream der Massenmedien ist so rassistisch wie die Gesellschaft selbst. Solange es eine profitable Nachfrage nach rassistischen Images und Medienprodukten gibt, werden entsprechende Waren produziert, verkauft und konsumiert, die eben diese Interessen und Bedürfnisse befriedigen. Medien stehen daher keinesfalls über der Gesellschaft, sondern sind Teil der gesellschaftlichen Verhältnisse. Letztlich werden Medien erst dann zu nicht-rassistischen Räumen, wenn die gesellschaftlichen Machtverhältnisse und Verwertungsinteressen es strukturell zulassen.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass anti-Asiatischer Rassismus in Deutschland historisch verkannt, verdrängt und bisher in allen Bereichen stark unsichtbar gemacht wurde. Dementsprechend existieren – von vereinzelten Initiativen abgesehen – bisher so gut wie keine zusammenhängenden theoretischen Ansätze oder empirischen Studien, die auf einer breiteren Datengrundlage basieren. Ob diese gravierenden Forschungslücken in den nächsten Jahren ein Stück weit abgebaut werden können, ist mit Skepsis zu betrachten, solange der politische Wille in den Institutionen und bei entscheidenden Gatekeepern fehlt. Obwohl Deutschland nicht nur postmigrantischer, sondern auch aufgrund zunehmender Migrationsprozesse aus diesen Weltregionen zugleich immer Asiatisch-diasporischer wird, ist die strukturelle Sensibilität für diese Thematik in der deutschen Gesellschaft nach wie vor nur gering ausgeprägt. Das zeigten nicht zuletzt die Koalitionsvereinbarungen der Bundesregierung vom Dezember 2021: Trotz der brisanten Aktualität und Vielzahl der dokumentierten Corona-Rassismuskfälle gegen Asiatisch Aussehende in Deutschland wurde das Thema »anti-Asiatischer Rassismus« im Unterschied zu anderen Rassismuskformen dort nicht einmal erwähnt. Folglich können die Institutionen des Bundes keine spezifischen Maßnahmenpakete gegen anti-Asiatischen Rassismus konzipieren oder entsprechende Bundesprogramme auflegen und finanzieren, da dieses Problem dort nicht explizit anerkannt ist. Das

ist insoweit konsequent, da auch im bisherigen »Nationalen Aktionsplan gegen Rassismus« (Bundesministerium des Innern 2017) anti-Asiatischer Rassismus kein Thema ist und Asiatische sowie Asiatisch-diasporische Menschen in Deutschland im Unterschied zu anderen Betroffenen Gruppen nicht ausdrücklich als vulnerable und schutzwürdige Gruppe anerkannt sind. Daher ist es höchste Zeit, dass das Führungspersonal in Politik, Verwaltung, Wissenschaft und Kulturbetrieb seinen Horizont ausweitet und die Bedürfnisse von Asiatischen Deutschen nicht länger übersieht, negiert oder exotisiert, sondern unsere Existenzen als grundlegenden Teil der Gesellschaft und ihrer Interessen anerkennt. Entscheidend wird sein, ob die bereits existierenden und neu entstehenden Community-Organisationen, kulturpolitischen Initiativen, aktivistischen Asiatischen Deutschen in der zweiten und x-ten Generation sowie die neuen, häufig hoch qualifizierten Asiatischen Migrant*innen, die teilweise als westliche Expats aus einer anderen asiatischen Diaspora kommen, genug Empowerment, Sichtbarkeit und politischen Druck erzeugen können, um die Institutionen zu umfassenderen Formen der Inklusion, Diversität und Gleichberechtigung zu bewegen. Dazu sind solidarische Allianzen mit anderen rassistisch ausgegrenzten Communitys unentbehrlich, um erfolgreich einen antirassistischen Mainstream aufzubauen.

Literatur

- Amenda, Lars (2022): »... ganze Rudel von Chinesen«. Anti-chinesischer Rassismus in Hamburg 1900–1950«, in: Leutner/Lu/Suda, S. 63–77.
- Berger, Willy Richard (1990): China-Bild und China-Mode im Europa der Aufklärung, Köln/Wien: Böhlau.
- Berger, Johannes (2021): »Die SPD und der Kolonialismus«, <https://demokratie.spiegelhaus-wedding.de/wp-content/uploads/2021/04/SPD-Kolonialismus.pdf> (letzter Zugriff: 17.11.2022).
- Budiman, Abby/Ruiz, Neil G. (2021): »Key facts about Asian Americans, a diverse and growing population«, <https://www.pewresearch.org/fact-tank/2021/04/29/key-facts-about-asian-americans/vom-29.04.2021>.
- Bundesministerium des Innern (2017): Nationaler Aktionsplan gegen Rassismus. Positionen und Maßnahmen zum Umgang mit Ideologien der Ungleichwertigkeit und den darauf bezogenen Diskriminierungen. Berlin.
- Chomsky, Noam/Herman, Edward S. (1988): Manufacturing Consent. The Political Economy of the Mass Media, New York: Pantheon Books.
- Delgado, Jesus Manuel (1972): Die »Gastarbeiter« in der Presse. Eine inhaltsanalytische Studie, Opladen: Leske.
- Demel, Walter (2013): »How the »Mongoloid Race« Came into Being: Late Eighteenth-Century Constructions of East Asians in Europe«, in: Rotem Kowner/Walter

- Demel (Hg.), *Race and Racism in Modern East Asia Western and Eastern Constructions*, Leiden: Brill, S. 59–85.
- Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung (DISS) (1992): *Schlagzeilen*. Rostock: Rassismus in den Medien, Duisburg: DISS.
- Gates, Henry Louis/Curran, Andrew S. (Hg.) (2022): *Who's Black and Why? A Hidden Chapter from the Eighteenth-Century Invention of Race*, Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Gomolla, Mechthild/Radtke, Frank-Olaf (2002): *Institutionelle Diskriminierung. Die Herstellung ethnischer Differenz in der Schule*, Opladen: Leske + Budrich.
- Ha, Kien Nghi (2003): »Die kolonialen Muster deutscher Arbeitsmigrationspolitik«, in: Encarnación Gutiérrez Rodríguez/Hito Steyerl (Hg.), *Spricht die Subalterne deutsch? Postkoloniale Kritik und Migration*, Münster: Unrast, S. 56–107.
- Ha, Kien Nghi (2005): »Macht(T)raum(A) Berlin – Deutschland als Kolonialgesellschaft«, in: Maisha Eggers et al. (Hg.), *Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland*, Münster: Unrast, S. 105–117.
- Ha, Kien Nghi (2013): »Früher war es mir auch wichtig, bloß kein Chinese zu sein«. Kien Nghi Ha im Gespräch über die Bedeutung von »Asiatische Deutsche«, *Community und Coalition Work*, in: freitext. Kultur- und Gesellschaftsmagazin 21, S. 26–30, www.migazin.de/2013/04/12/frueher-war-es-mir-auch-wichtig-bloss-kein-chinese-zu-sein vom 12.04.2013.
- Ha, Kien Nghi (2014): »Die Ankunft der vietnamesischen Boat People. Konjunkturen und Anomalien einer exzeptionellen Flüchtlings- und Integrationspolitik«, <https://www.hamburg-global.de/v1.o/placemarks/100> vom 16.04.2014.
- Ha, Kien Nghi (Hg.) (2021): *Asiatische Deutsche Extended. Vietnamesische Diaspora and Beyond*, erw. Neuaufl., Berlin/Hamburg: Assoziation A.
- Ha, Kien Nghi (2022): »Zur transnationalen Kolonialität des anti-Asiatischen Rassismus: Yellow Peril und anti-chinesische Migrationspolitik im pazifischen Raum«, in: Mechthild Leutner/Pan Lu/Kimiko Suda (Hg.), *Antichinesischer und anti-asiatischer Rassismus. Historische und gegenwärtige Diskurse, Erscheinungsformen und Gegenpositionen*. Berliner China-Hefte – Chinese History and Society 54, Münster: LIT-Verlag, S. 41–62.
- Horse, Aggie J. Yellow/Jeung, Russell/Matriano, Ronae (2022): »Stop AAPI Hate National Report: 3/19/20-12/31/21«, <https://stopaapihate.org/wp-content/uploads/2022/03/22-SAH-NationalReport-3.1.22-v9.pdf> vom 04.03.2022.
- Human Rights Watch (2020): »Covid-19 Fueling Anti-Asian Racism and Xenophobia Worldwide«, <https://www.hrw.org/news/2020/05/12/covid-19-fueling-anti-asian-racism-and-xenophobia-worldwide> vom 12.05.2022.
- Hyun, Jane (2005): *Breaking the Bamboo Ceiling: Career Strategies for Asians*, New York: HarperCollins.

- Jäger, Margret (1993): »BrandSätze und SchlagZeilen. Rassismus in den Medien«, in: Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung (Hg.), Entstehung von Fremdenfeindlichkeit. Die Verantwortung von Politik und Medien, Bonn, S. 73–92.
- Jia, Changbao/Leutner, Mechthild/Xiao, Minxing (2021): Die China-Berichterstattung in deutschen Medien im Kontext der Corona-Krise, Berlin: Rosa-Luxemburg-Stiftung.
- Jing, Liu (2003): Wahrnehmung des Fremden: China in deutschen und Deutschland in chinesischen Reiseberichten. Vom Opiumkrieg bis zum Ersten Weltkrieg, Dissertation 2001, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg.
- Keil, Frank (2012): »Der blanke Hass«, in: Zeit Online vom 23.02.2021, <https://www.zeit.de/2012/09/Anschlag-1980> (letzter Zugriff: 17.11.2022).
- Knapman, Gareth (2017): Race and British Colonialism in Southeast Asia, 1770–1870, London: Routledge.
- Kowner, Rotem (2013): »Between Contempt and Fear: Western Racial Constructions of East Asians since 1800«, in: Kowner, Rotem/Demel, Walter (Hg.), Race and Racism in Modern East Asia Western and Eastern Constructions, Leiden: Brill, S. 87–125.
- Le, Nhi (2020): »Die Darstellung ostasiatischer Frauen macht mich wütend«, in: jetzt.de vom 11.08.2020, <https://www.jetzt.de/glutzen/the-female-gaze-folge-5-die-rassistisch-sexistische-darstellung-von-ostasiatischen-frauen> (letzter Zugriff: 17.11.2022).
- Leutner, Mechthild/Mühlhahn, Klaus (Hg.) (2007): Kolonialkrieg in China. Die Niederschlagung der Boxerbewegung 1900–1901, Berlin: Ch. Links Verlag.
- Leutner, Mechthild (2022): »Rassismus und deutscher Kolonialismus in China: Legitimation Weißer Herrschaft und das Feindbild von der ›Gelben Gefahr‹«, in: Leutner/Lu/Suda, S. 13–39.
- Leutner, Mechthild/Lu, Pan/Suda, Kimiko (Hg.) (2022): Antichinesischer und anti-asiatischer Rassismus. Historische und gegenwärtige Diskurse, Erscheinungsformen und Gegenpositionen. Berliner China-Hefte – Chinese History and Society 54, Münster: LIT-Verlag.
- Lewis, Martin/Wigen, Kären (1997): The Myth of Continents: A Critique of Metageography, Berkeley: University of California Press.
- Manjappa, Kris (2020): Colonialism in Global Perspective, Cambridge: Cambridge University Press.
- Mediendienst Integration (2021): »Factsheet: Anti-asiatischer Rassismus in der Corona-Zeit«, https://mediendienst-integration.de/fileadmin/Dateien/Factsheet_Anti_Asiatischer_Rassismus_Final.pdf vom 22.04.2022.
- Müller, Daniel (2015): »Die Darstellung ethnischer Minderheiten in deutschen Massenmedien«, in: Rainer Geißler/Horst Pöttker (Hg.), Massenmedien und die Integration ethnischer Minderheiten in Deutschland: Problemaufriss – Forschungsstand – Bibliographie, Bielefeld: transcript Verlag, S. 83–126.

- Ogbar, Jeffrey O.G. (2004): *Black Power: Radical Politics and African American Identity*, Baltimore: Johns Hopkins University Press.
- Orde, Sabine am (1996): »Zwischen Vertragsarbeit und organisierter Kriminalität – Zur Kriminalisierung der vietnamesischen Minderheit in der Bundesrepublik«, in: *Bürgerrechte & Polizei: CILIP 55* vom 21.12.1996.
- Pagenstecher, Cord: (2008): »Das Boot ist voll«. Schreckensvision des vereinten Deutschland«, in: Gerhard Paul (Hg.), *Das Jahrhundert der Bilder, Band II: 1949 bis heute*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (zugleich Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, Band 734), S. 606–613.
- Painter, Nell Irvin (2020) »Why ›White‹ should be capitalized, too«, in: *Washington Post* vom 22.07.2020, <https://www.washingtonpost.com/opinions/2020/07/22/why-white-should-be-capitalized/> (letzter Zugriff: 17.11.2022).
- Pfaelzer, Jean (2007): *Driven Out: The Forgotten War Against Chinese Americans*, Berkeley: University of California Press.
- Pham, Elyse (2021): »Here's how pop culture has perpetuated harmful stereotypes of Asian women«, in: *Today* vom 01.04.2021, <https://www.today.com/popculture/here-s-how-pop-culture-has-perpetuated-harmful-stereotypes-asian-t213676> (letzter Zugriff: 17.11.2022).
- Phruksachart, Melissa (2017): »The Many Lives of Mr. Yunioshi: Yellowface and the Queer Buzz of Breakfast at Tiffany's«, in: *Camera Obscura* 32.3, S. 93–119, doi.org/10.1215/02705346-4205088.
- Platt, Stephen R. (2018): *Imperial Twilight: The Opium War and the End of China's Last Golden Age*, New York: Knopf.
- Platthaus, Andreas (2021): »Wie aber hältst du's mit der Profession?«, in: *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 14.08.2021.
- Pohl, Karl-Heinz (2008): »Unser Chinabild – Von Marco Polo bis heute«, in: *Zeitschrift für Qigong Yangsheng*, S. 78–90.
- Richter, Carola/Gebauer, Sebastian (Hg.) (2010): *Die China-Berichterstattung in den deutschen Medien*, Berlin: Heinrich-Böll-Stiftung.
- Said, Edward (1978): *Orientalism*, New York: Pantheon.
- Staud, Toralf (2018): »Straf- und Gewalttaten von rechts: Was sagen die offiziellen Statistiken?«, <https://www.bpb.de/politik/extremismus/rechtsextremismus/264178/pmk-statistiken> vom 13.11.2018.
- Suda, Kimiko/Mayer, Sabrina/Nguyen, Christoph (2020): »Antiasiatischer Rassismus in Deutschland«, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ)* 42–44, <https://www.bpb.de/apuz/antirassismus-2020/316771/antiasiatischer-rassismus-in-deutschland> vom 09.10.2020.
- Tarling, Nicholas (2004): *Imperialism in Southeast Asia*, London: Routledge.
- Tchen, John Kuo Wei/Yeats, Dylan (Hg.) (2014): *Yellow Peril! An Archive of Anti-Asian Fear*, London: Verso.

- Tharoor, Shashi (2017): *An Era of Darkness: The British Empire in India*, New Delhi: Aleph.
- Tricoire, Damien (2021): »Von der Sinophilie zur Sinophobie? Aufklärerische Geltungsansprüche und Chinabilder im 18. Jahrhundert«, in: Thomas Biskup/Andreas Pečar (Hg.), *Die Klassifikation der Staatenwelt im langen achtzehnten Jahrhundert*, Berlin: De Gruyter, S. 151–172.
- Wei, William (1993): *The Asian American Movement*, Philadelphia: Temple University Press.
- Wendorff, Jean-Jacques (2014): *Der Einsatz der deutschen und französischen Expeditionskorps in China während des Boxeraufstandes 1900–1901*, Dissertation, FernUniversität in Hagen.
- Woesler, Martin (2006): *Zwischen Exotismus, Sinozentrismus und Chinoiserie, Européerie*, Bochum: Europäischer Universitäts-Verlag.
- Worth, Aaron (2016): *Imperial Media. Colonial Networks and Information Technologies in the British Literary Imagination, 1857–1918*, Columbus, OH: Ohio State University Press.
- Yuen, Nancy Wang (2017): *Reel Inequality. Hollywood Actors and Racism*, New Jersey: Rutgers University Press.
- Zhang, Lei (2021): *Heimat aus der Ferne gesehen. China im literarisch-biografischen Werk in Deutschland lebender Chinesen*, Dissertation, Universität Bayreuth.

